

//GEBETSLESUNG

GEBETSWOCHEN 2014 DER ADVENTJUGEND

2014



AUFSEHEN AUF JESUS

Was ein Aufblick bewirkt



Ruben Grieco leitet zusammen mit Bert Seefeldt die Adventjugend in Deutschland

Als meine Tochter sieben Monate alt war, musste ich meine Frau eine Zeitlang zu vielen Arztterminen begleiten. Im Regelfall ging ich mit der Kleinen spazieren, während meine Frau untersucht wurde. Beim letzten Termin war das anders: Meine Tochter war während der Fahrt im Kindersitz eingeschlafen und ich blieb im Auto neben ihr sitzen, während ich auf meine Frau wartete. Ich beobachtete ihren tiefen und friedlichen Schlaf. Nach etwa einer halben Stunde zuckte sie plötzlich zusammen, riss die Augen auf und blickte erschrocken und angsterfüllt aus dem Fenster, dann in meine Richtung – und sah mich. Meine Tochter schaute in meine Augen und ihr Gesichtsausdruck änderte sich. Die Angst verflog, sie entspannte sich und während sie noch zu mir aufschaute, fielen ihre Augen langsam wieder zu. Bald schlief sie so friedlich wie zuvor.

Genau diese Erfahrung wünsche ich dir von Herzen für dein Leben und besonders für die Zeit der Jugendgebetswoche! Ich weiß nicht, wo du gerade im Leben stehst. Ob du Angst hast, ob sich Probleme vor dir türmen, ob du überglücklich bist oder vor enormen Herausforderungen stehst. Oder ob du Zweifel hast, dich existentielle Fragen beschäftigen und du so manches im Glauben hinterfragst. Ich möchte dir Mut machen: Verliere Gott nicht aus den Augen – oder wende den Blick hin zum himmlischen Vater! Suche nach ihm, schau auf ihn, entdecke seine Nähe! Erlebe, wie du dich in der Gegenwart Gottes sicher und geborgen wissen und fühlen darfst!

Dein Ruben

VORSCHLAG FÜR DEN ABLAUF DES ABENDS

- ➔ Lesen des Bibelabschnittes
- ➔ Danach Lesung des zugehörigen Textes
- ➔ Einige Momente stille Zeit zum inneren Nachklingen
- ➔ Gespräch über Fragen (persönliche aus der Gruppe oder aus dem Vorschlag)
- ➔ Gebetszeit



FOTO © RAMAN DESIGN - BILDARCHIV / PASCAN

Das Thema dieser Gebetswoche „Aufsehen auf Jesus“ steht im Hebräerbrief (Hebräer 12,1.2 Luther 84). Dort macht der Apostel seinen Lesern Mut, dem Beispiel vieler gläubiger Männer und Frauen aus der Geschichte zu folgen. Sie sollen in ihren täglichen Fragen nach Gott und der Welt, nach dem Sinn von Glück und Leid, nach Zukunft und Hoffnung nicht aufgeben; in ihrem Lebenslauf nicht müde werden, obwohl das Leben gar nicht glatt geht, obwohl Verfolgung ins Haus steht und die Sache mit Jesus Fragen aufwirft. Sie sollen „dran bleiben“, auch wenn sie nicht alles verstehen, was um sie herum und mit ihnen passiert. Und vor allem, sie sollen dabei „aufsehen auf Jesus, den Anfänger und Vollender des Glaubens“.

Bei dem Begriff „Aufsehen“ kommen mir verschiedene Gedanken und Bilder in den Sinn. Da ist das Bild aus der Kindheit. Als ich klein war, konnte ich die Welt der Erwachsenen nur durch „Aufsehen“ erschließen. Alle waren größer. Wenn ich mit jemandem sprechen wollte, wenn ich etwas haben wollte, musste ich immer den Kopf nach oben strecken, die Augen nach oben drehen. Vieles konnte ich nicht sehen, einfach weil ich zu klein war. Aufsehen müssen – das ist ein Gesetz oder ein Zwang für Kleine. Da wird der Unterschied immer deutlich gemacht zwischen dem Großen und dem Kleinen.

Aufsehen auf JESUS

DIE SACHE MIT DEM AUFSEHEN – MEHR ALS EIN VORBILD

Und während der Kleine nach oben schielt, um zu sehen, ob und was da sich abspielt, ist er abhängig von der Reaktion des Großen. Der schaut von oben nach unten, der sieht herab – geringschätzig, herablassend, liebevoll, gönnerhaft, freundlich, je nachdem. Nur manchmal konnte ich den Unterschied überbrücken, wenn mich Vater oder Mutter auf den Arm genommen haben. Dann war ich genau so groß wie sie. Dann konnte ich ihnen in die Augen sehen. Und sie mussten sich nicht zu mir herablassen. Das war schön. Aber selbst wenn irgendwann die Größe stimmt, hört das Aufschauen nicht auf. Es gibt immer etwas vor uns, nach dem wir uns strecken, ein Vor-Bild, zu dem wir hinschauen, aufschauen: Menschen, Ideen, Ideale, Glaube, Gott. Je nach Alter und Erfahrung wechseln die Vorbilder und die Blickrichtungen, aber immer sind sie da. Sie halten uns in Bewegung, spornen uns nach vorne hin an, machen Kräfte in uns frei. Indem wir auf das Vorbild schauen, verändern wir uns selbst. Indem wir den Blick auf ein Ziel heften, bekommt unser Leben Dynamik und Richtung.

Wenn wir uns in dieser Woche auffordern lassen, zu Jesus aufzuschauen, erinnern wir nicht nur daran, dass wir klein sind im Gegensatz zu ihm und dass er ein großes Ideal und Vorbild ist, sondern wir lassen uns sagen, dass Jesus noch in einer viel engeren Beziehung zu uns steht: er ist nicht nur Vorbild, sondern „Anfänger und Vollender des Glaubens“.

„Anfänger“ ist hier nicht die Aufschrift auf einen Warnschild: „Achtung, Anfänger“, gleichbedeutend mit: „Aufpassen, hier kommt einer im Blindflug! Hier kommt ein relativ Ahnungsloser, der die ersten unsicheren Schritte macht.“ Anfänger bedeutet hier auch nicht nur der erste, der zeitlich am Anfang steht, sondern der Begründer. Der Gründer einer Fabrik steht zwar zeitlich auch am Anfang, aber soll seine Gründung Bestand haben, darf er kein blutiger Anfänger sein. Er braucht Kompetenz, Kapital, Weisheit, Mut, Durchsetzungsvermögen.

Wir sehen zu Jesus auf, weil er der Anfänger, d. h. der Grund und der Begründer des Glaubens ist.

Für mich bedeutet das, dass mein Glaube auf einem Fundament ruht. Und immer, wenn ich anfangs zu zweifeln, an Gott, an mir, an anderen, wenn mir die Sicherheit wegrutscht, wenn ich merke, dass mein Glaube von allen möglichen ungelösten Fragen und Meinungen durchlöchert wird und wackelt, dann soll ich mich nicht am Riemen reißen, dann soll ich nicht Amok laufen, dann soll ich nicht alles hinschmeißen – dann soll ich aufsehen auf Jesus, weil er der Gründer des Glaubens, auch meines Glaubens, ist.

Und er ist nicht nur der Anfang, der Begründer und Grund, sondern auch der Vollender. Manchmal mache ich mir Sorgen, wie es weitergeht. Bin ich gut genug vor Gott? Wie weit muss ich kommen? Wann bin ich heilig genug für Gottes Reich? Wie vollkommen muss ein Gläubiger sein und wie wird man das? Habe ich das Ziel erreicht, wenn ich mir alles versage? Keine Zeitung lesen, kein Kino, kein Fernsehen und nur wenig oder gar keinen Sex? Bin ich dann vollendet? Oder macht mich das fertig? Und wieder fordert mich unser Motto auf, wegzusehen von meiner Angst oder meiner gestelzten Hochmütigkeit und aufzusehen auf Jesus, weil er auch der Vollender ist, weil er auch den Schlussstein in meinem Lebens-Lauf des Glaubens setzt.

Was wir da sehen, wenn wir aufsehen auf Jesus und was wir davon haben? Lassen wir uns überraschen, während wir in den folgenden Tagen den Blick zu ihm wenden!

ÜBER DEN AUTOR

Johann Gerhardt ist Professor für Praktische Theologie an der Theologischen Hochschule Friedensau und war einige Jahre ihr Rektor. Er bildet seit Jahrzehnten Studenten aus, die als adventistische Pastorinnen und Pastoren arbeiten wollen. Johann Gerhardt ist ein gefragter und beliebter Sprecher innerhalb unserer Freikirche. Er ist verheiratet, hat drei erwachsene Kinder und mehrere Enkel.

LESUNGEN

Erster Sabbat:
Jesus lässt sich nicht dazuaddieren

Sonntag:
Glauben heißt Vertrauen

Montag:
Vom Glauben eines Ungläubigen

Dienstag:
Hauptsache, es geht um die Hauptsache

Mittwoch:
Ein Hoch auf den langen Atem

Donnerstag:
Die letzte Chance

Freitag:
Das Ende ist der Anfang

Zweiter Sabbat:
Die neue Mitte



FOTO © BILDARCHIV / ADVENT-VERLAG



Jesus lässt sich nicht dazuaddieren

Bibelabschnitt: Markus 10,17-22

BESINNUNG

Wie hast du heute Morgen auf dein Spiegelbild reagiert?

Bist du eher ein konsequenter Mensch oder mehr nachsichtig mit dir selbst?

Wie reagierst du, wenn Gott dir etwas zeigt, das dein Leben beeinflussen kann?

„Nun genügt es aber nicht, sein Wort nur anzuhören; ihr müsst auch danach handeln. Alles andere ist Selbstbetrug! Wer Gottes Wort nur hört, aber nicht in der Tat umsetzt, dem geht es wie einem Mann, der in den Spiegel schaut. Er betrachtet sich, geht wieder weg und hat vergessen, wie er aussieht.“ (Jakobus 1,22-24)
Welche Schlüsse ziehst du für dich aus diesem Wort?

Eigentlich lese ich lieber Geschichten mit einem Happyend. Der Gute hat gewonnen, den Bösen hat es böse erwischt.

Diese Geschichte geht gar nicht gut aus, obwohl sie so gut beginnt. Jesus sieht einen jungen Mann. Der ist edel, hilfreich und gut. Jesus gewinnt ihn lieb, auf den ersten Blick. Es hätte der Beginn einer tiefen Beziehung sein können. Am Ende geht der junge Mann wieder, und nur Trauer bleibt. Trauer bei ihm und bei Jesus.

Wenn wir genau hinsehen, sehen wir einen jungen Menschen, der sich fragt, ob er für das Reich Gottes gut genug ist. Ihn plagt nicht die Frage nach seiner Identität im Vergleich zu Gleichaltrigen. Er kommt aus gutem Haus. Er hat gute Zensuren, einen guten Beruf. Er hat Stil und Manieren. Er ist kulturell orientiert. Er kann Klavier spielen und kennt Goethe. Er hat was und ist was – und obendrein ist er gläubig. Er kümmert sich um die Fragen um Gott und die Zukunft. Er spielt mit seinem Leben nicht herum, er will verantwortlich sein und verantwortlich handeln. Er hat keinen vorehelichen Sex und nimmt keine Drogen. Er geht in die Gemeinde, auch wenn ihm eine Predigt nicht gefällt. So ist er es gewöhnt. So hat man ihn erzogen. So hat man ihn gelehrt.

„Was muss ich tun, um das ewige Leben zu haben?“ Was muss ich tun? Normalerweise ist das eine Frage für das Diesseits. Wir müssen dauernd was tun, um zu leben und überleben. Diese Welt ist kein Schlaraffenland. Das haben uns unsere Eltern gepredigt und spätestens die Schule hat uns das gezeigt. Aber hier wird die Verantwortlichkeit menschlichen Handelns über das Diesseits hinaus auch für das „Darüber“ oder „Später“, für das ewige Leben deutlich. Der Mensch ist seines Glückes Schmied. Es gilt das eiserne Gesetz von Ursache und Wirkung. „Was der Mensch sät, das wird er ernten!“ Das ist zunächst eine einleuchtende Formel. Vielfach handeln wir danach. Danach messen wir Gerechtigkeit und unsere Rechtsprechung regelt sich nach diesem Grundsatz. Um Erfolg im Leben zu haben, müssen auch wir uns danach richten. Und es gibt nur eine Antwort als Erfolgsformel: Gib dein Bestes!

In unserem Bibeltext steht nicht, warum der junge Mann die Frage gestellt hat, ob er eine einfache Bestätigung für seinen Einsatz wollte, eine Art Streicheleinheit für sein Bravsein, oder ob ihn irgend eine Unruhe umtrieb, eine Art Angst, die man tagsüber gut wegschieben kann und die sich dann doch nachts ans Bett heranschleicht und einem den Schlaf nimmt. Diese Angst ist die

eigentliche Urangst des Menschen vor Gott, die schon Adam im Paradies erlebt hat, als er sich vor Gott hinter der Hecke versteckt hat. Und aus der ängstlichen Frage: Was fehlt mir? Wird die Gewissheit: Mir fehlt was! Ich habe mein Bestes gegeben, wenigstens zuweilen, wenigstens habe ich's probiert – was fehlt mir noch?

Jesus geht in seiner Antwort von der offenen Frage auf die versteckte und doch eigentliche zu, hinunter in die Seele des jungen Mannes. „Halte die Gebote, dann wirst du leben.“ Das ist eine gute Antwort. Die hat er schon tausendmal gehört. Von Kind an. An jedem Sabbat in der Synagoge. Die Thora befolgen, gewissenhaft, das bringt Punkte bei Gott, da kann er einem nichts anhaben, da ist man vor dem Gericht sicher. Es ist ein bisschen eigenartig, dass der junge Mann fragt: „Welche?“ Das klingt wie Selbstsicherheit oder wie Unsicherheit, vielleicht wie beides. Jesus antwortet unbeeindruckt und „cool“ wie ein Rabbi: „Du sollst nicht töten, Vater und Mutter ehren, keine Ehe brechen“ usw., die ganze Latte der Zehn Gebote. Und irgendwie erleichtert platzt der andere heraus, als wäre ihm ein Stein von der Seele geplumpst: „Das habe ich alles gehalten von Kind auf.“ Manches ist für ein Kind ja auch noch relativ einfach zu halten, wie z. B. das mit dem „nicht die Ehe brechen“ oder nicht töten.

Wie auch immer, der junge Mann kann zufrieden auf sein Leben zurückschauen und sagen: da bin ich clean. Aber ehe er ein zufriedenes Hallelujah absingen kann und sich auf Wolke sieben schwingt, kommt irgendwie diese blöde zweifelnde Stimme durch, dieses andere Ich, und es fragt: „Was fehlt mir noch?“ Da schaut ihn Jesus an und der Blick Jesu geht ganz tief, dorthin, wo die bange Frage steckt nach dem eigenen Wert vor Gott und ob man sich vor Gott ein Mäntelchen umhängen kann und ob vielleicht doch das ganze Bravsein nicht ausreicht, um in den Himmel zu kommen. Und Jesus sagt: „Wenn Du vollkommen sein willst, dann verkaufe alles, was du hast. Gib's den Armen und komm und folge mir nach.“

Das ist das Ende. Jesus hat ihn bis ans konsequente Ende seiner eigenen Argumentation geführt. Was fehlt ihm noch? Nicht mehr viel bis zur Vollkommenheit. Die Gebote hat er schon gepackt, zumindest scheinbar. Und doch alles. Alles fehlt ihm zum Himmelreich, denn er ist ja schon am Sinn des ersten Ge-

botes gescheitert, das er dem Buchstaben nach so sauber gehalten hat. „Du sollst Gott über alles lieben und ehren“, umschreibt Luther das erste Gebot. Und da zeigt ihm Jesus, was das heißt. „Verkaufe alles, was du hast“, provoziert er ihn. Wir wissen nicht, ob Jesus das wirklich gewollt hat. Gott hatte ja damals auch nicht wirklich gewollt, dass Abraham seinen Sohn opfern sollte. Aber er hatte ihn zum Punkt gebracht, ihm gezeigt, worauf es wirklich ankommt. Und das macht Jesus auch hier. Und er antwortet nicht dem schnell zufriedenen äußeren Teil von uns, der sich so gerne auf Leistungen verlässt und eine gute Tat nach der anderen abhaken und damit vor Gott prahlen oder sie zumindest gegen die schlechten aufrechnen will, sondern er antwortet dem inneren Menschen, dem Adam hinter der Hecke, uns auf dem Bett, nachts, wenn die Gedanken kommen, die wir gar nicht gern haben und die wir mit Musik oder einem Buch oder der Glotze verscheuchen wollen.

Jesus macht dem jungen Mann deutlich, dass er mit seiner Strategie gründlich auf dem Holzweg ist. Nichts hat er gehalten, nichts hat er geleistet, was für den Himmel zählt. Schon das erste Gebot hat er in den Augen Gottes gebrochen, schon das erste. Und erst die anderen? Ja, für diese Welt, für die Augen der Gemeinde, der Eltern, der Rabbiner, da hat er ja alles gehalten. Getötet hat er nicht. Nein? Hat er nie jemanden verachtet, irgendeinen Dummen, irgendeinen Tollpatsch, irgend einen, der an seinem elenden Schicksal selbst schuld ist? Die Ehe hat er noch nie gebrochen. Nein? Hat er noch nie eine Frau mit den Augen ausgezogen und sie so zum Objekt seiner Lust gemacht? Das meint Jesus, wenn er von Geboten spricht. So hat er in seiner Bergpredigt darüber gesprochen. Und sie haben sich alle entsetzt über seine Lehre.

Wie ich in den Himmel komme? Wann ich gut genug bin für Gott? Ob und wann und was mir noch fehlt? Wenn ich auf meine Taten schaue, vor allem auch auf meine guten, auf meine vegetarische Lebensweise, die in der heutigen Zeit die eigentlich verantwortliche ist, auf meine relativ guten Ideale, auf meinen Umgang mit den Medien und mit Geld, auf meine Treue zu den biblischen Grundsätzen, auf Gefahren, die lauern, auf Sünden, die überwunden werden wollen – immer ist mein Blick auf mich gerichtet, immer sehe ich mein eigenes Spiegelbild. Und ich frage die trügerische Frage: Was fehlt mir noch zu meinem vollkommenen Spiegelbild? Die radikale Antwort Jesu ist: Du brauchst nicht noch mehr dich, du brauchst mich. Folge mir nach. Sieh weg von dir und sieh auf mich. Für das Himmelreich taugt nichts von dir. Du kannst anhängen an dich, was du willst – du siehst doch aus wie der Ritter von der traurigen Gestalt oder wie irgend ein Clown im Zirkus, der mit seinen zu großen Klamotten immer wieder auf die eigene Schnauze fällt.

Die radikale Botschaft dieser Geschichte ist:

Wenn es um Gott geht, ums Himmelreich und wie ich hineinkomme, dann kann man Jesus nicht zu seinen guten Taten hinzuaddieren als das, was noch fehlt, der kleine oder große nötige Rest.

Für das Reich Gottes ist Jesus alles. „Komm und folge mir nach. Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ Leben heißt aufsehen auf Jesus. Er ist der Anfänger des Glaubens. Wir können nur nachfolgen. Nicht uns, sondern ihm.

CHECKPOINT FRAGEN ZUM NACHDENKEN

1. Unter welchen Umständen darf ich mich gut fühlen?
2. Warum hat Gott die Zehn Gebote gegeben, wenn ich keins davon richtig halten kann?
3. Wie kann ich trotz meines Lebens ohne Angst mit und vor Gott leben?
4. Lies 1. Johannes 4,16-18. Wie kann man die Angst vor Gott besiegen?



Bibelabschnitt: Lukas 5,1-11

BESINNUNG

Ein neuer Tag hat begonnen. Was müsstest du heute besonders gut gelingen? Wie bekommst du die nötige Power, um die Aufgaben dieses Tages zu bewältigen?

„Jetzt aber sagt der Gott, der Herr, der dich ins Leben gerufen hat, du Nachkommenschaft Jakobs, Volk Israel: Fürchte dich nicht, ich befreie dich! Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du gehörst mir!“ (Jesaja 43,1 Gute Nachricht Bibel)
Hast du den Anruf Gottes heute Morgen schon entgegengenommen?
Was hat er dir für heute zugesagt?

Glauben heisst Vertrauen

Mit einigen wenigen Strichen malt Lukas die Szene: die Leute, die Jesus zuhören. Sie sitzen am Ufer wie auf den Rängen eines Theaters. Dazu ein paar Fischer, die an ihren Booten und Netzen herumwerkeln. Und Jesus. Jesus in einem Boot ein paar Meter weg vom Ufer, so dass ihn alle sehen können. Jesus predigt. Was er gepredigt hat? Das sagt uns Lukas nicht, erstaunlicherweise, als ob es ihm in dieser Geschichte nicht in erster Linie um das Hören ginge. Auf jeden Fall hat Jesus von Gott erzählt, von seinem Reich und davon, was das für die Männer und Frauen und Kinder bedeutet, die um ihn sitzen und ihre Fragen und Zweifel haben. Und er hat so gepredigt, dass ihnen das Herz angerührt wurde, dass es sie zu einer Antwort drängte.

Die eigentliche Geschichte fängt an, als Jesus „Amen“ gesagt hat. Da pickt er sich aus der Menge der Zuhörer einen heraus, schaut ihm in die Augen und sagt ihm, er solle sein Boot startklar machen, die Netze hineinpacken und fischen gehen. Der Angesprochene ist Simon Petrus, einer der Fischer. Eine ganze Nacht hatten sie gearbeitet, Netze raus, Netze rein, nichts gefangen, keinen Schwanz. Plackerei umsonst. Eben haben sie die Netze gerichtet, sind gerade fertig, haben noch kein Auge zugetan – und jetzt kommt so ein blutiger Laie daher und gibt ihm einen guten Rat. Lachhaft! Typisch! Wäre Jesus nicht

so eine Landratte, wüsste er, dass man am Tag mit dieser Ausrüstung nichts fängt. Es geht nur nachts. Das wissen schon die kleinen Kinder. Gepredigt hat er gut, der Mann aus Nazareth, aber vom Fischen hat er keine Ahnung!
Natürlicher Widerstand regt sich: „Rabbi, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen ...“ Es hat keinen Sinn, es geht gegen die Vernunft, gegen alle Erfahrung, gegen alles bisherige Wissen, gegen die Gesetze der Natur und des Lebens. So einen Unsinn macht man nicht. Touristen gehen so angeln und baden ihre Würmer. Doch ehe er ganz abwinkt und seinen Satz beendet, regt sich eine andere Seite in ihm, als klänge etwas von dem nach, was Jesus gepredigt hat. Und Simon schaut innerlich weg von den Fischen und den Netzen und den Booten und den Kollegen, und er schaut den Mann vor sich an, der so selbstverständlich ihn meint. „Okay“, hört Simon sich sagen, „ich mach's, weil du es bist.“ Weil du es bist, auf dein Wort hin. Noch kann er nichts festmachen, noch hat er kein Ergebnis, noch hat er keinen Fisch im Sack, noch versteht er gar nichts. Er spürt nur etwas Neues, und er macht was Neues. Das hat er noch nie gemacht. Bisher hat er sich auf das Boot verlassen, auf die Netze, auf die richtige Methode, auf die altbewährte Fischerweisheit. Jetzt hängt er sich an das Wort eines Laien, an das Wort des Mannes aus Nazareth.

Aber genau so geht es mit dem Glauben, den wir Vertrauen nennen. Vertrauen hat mit Wagnis zu tun und mit der Gegenwart. Der Vergangenheit brauche ich nicht zu vertrauen, die kenne ich. Aber um morgen zu leben, muss ich heute Entscheidungen treffen, obwohl ich das Morgen auch noch nicht kenne. Vertrauen meint, sich heute für morgen entscheiden. Das machen wir in der Liebe so, wenn wir uns entscheiden, für ein ganzes Leben zusammenzubleiben, obwohl wir nicht absolut sicher sind, dass es auch gut geht mit der Liebe und der Ehe. Das machen wir in der Schule und im Geschäftsleben so. Es gäbe keine Investition und kein Risiko ohne Vertrauen. Wichtig in unserer Geschichte ist, dass Simon anfängt zu vertrauen, nicht, weil er schon so viel Erfahrung gesammelt hat, nicht, weil ihm das Urteil der andern egal ist, nicht, weil er sich so toll fühlt und so selbstsicher, nicht, weil er das schnellste Boot hat und die längste Angel – sondern, weil er auf Jesus schaut. „Weil du es bist ...“ So ist Jesus für Simon der Anfänger, der Begründer seines Glaubens. Mit Jesus fängt es an. Und dann macht er seine Erfahrung. Die Boote sind randvoll mit den dicksten Fischen, und das am helllichten Tag. Die Kollegen müssen kommen und den Fang mit versorgen. Aber Simon sieht nicht so sehr die Fische. Er sieht Jesus. Eigentlich hätte er jubeln müssen. Und wenn er clever gewesen wäre, hätte er Jesus ein Geschäft vorgeschlagen:

Jesus sagt, wo die Fische sind, Simon holt sie, tagsüber natürlich. Keine Nachtschicht mehr, kein vergebliches Arbeiten. Ihm wäre geholfen und Jesus auch, denn schließlich haben sie beide kein dickes Konto auf der Bank. Aber nichts dergleichen passiert. Simon jubelt nicht, er tanzt nicht im Boot, er jongliert nicht mit Fischen auf dem Steg, er ist ganz still, beinahe bedrückt, erschrocken. Er will weg, sich aus dem Staub machen. „Jesus, geh weg von mir, denn ich bin ein sündiger Mensch!“

Seltsam, dass ihm das jetzt einfällt. Warum nicht schon eher? Nicht schon bei der Predigt? Und ist es nicht noch seltsamer, dass er sich jetzt als Sünder sieht, wo er so reich beschenkt ist, wo er sich eigentlich gut fühlen müsste, so richtig happy? Aber so ist es mit dem Glauben. Nicht, wenn man den Teufel sieht, sieht man sich als Sünder, nicht, wenn man bedroht wird mit dem Fegefeuer oder dem Höllengericht, nicht, wenn einem der Prediger eine Moralpredigt hält, nicht, wenn man auf die Sünderbank gedrückt wird von denen, die frommer sind. Da gibt es immer noch welche, die mehr Dreck am Stecken haben. Da kann man sich immer noch o. k. fühlen, wenn man so die Schlechtigkeit der Welt betrachtet. Simon Petrus sieht seinen Mangel, als er auf Jesus schaut. Da merkt er: der ist anders, so ganz anders, der beschenkt ohne Vorleistung, der rechnet nicht vor, der schaut nicht herab, der ist gut, durch und

durch. Und indem er aufschaut auf Jesus, sieht er sich selbst, sein kleines Leben hinter der Fassade, die Angst, auch wenn er vor den anderen immer den Kerl mit den dicken Backen spielt. Und er spürt die Trennung. Weglaufen wollen ist nur die äußere Reaktion auf die innere Erkenntnis. So ist das mit dem Glauben. Da gibt es nichts, was man vorweisen kann. Entweder Gott mag mich, obwohl er mich ganz kennt – oder ich habe eh' keine Chance. Es liegt alles bei Gott.

Und nun kommt für mich in der Geschichte das größte Wunder. Jesus ist wirklich der Anfänger des Glaubens. Er fängt an, wo Petrus am Ende ist. Er sagt nicht, wie vielleicht ein anderer Rabbi: „Pech gehabt“ – „Schade um deine guten Anlagen“ – „Leider kein gutes Elternhaus gehabt“ – „Versager!“ – „Strenge dich an!“ – „Bessere dich!“ – „Beherrsche dich!“ und andere gute Ratschläge. Er sagt nicht: „Du bist schon ganz in Ordnung, es gibt viel Schlimmere als Dich, sei nicht so pessimistisch.“ Er nimmt das Bekenntnis an, ohne Kommentar, und sagt zu ihm: „Fürchte dich nicht.“ Das ist die Antwort auf die tiefe Frage nach seiner Stellung vor Gott. Was sagt Gott zu mir? Hab' keine Angst! Es gibt allen Grund zur Angst, wenn Gott uns sieht. Menschen spüren das uns wollen ihn gnädig stimmen, mit Opfern und Versprechen und allerlei frommen Purzelbäumen. Hab' keine Angst! Das ist die gute Nachricht, die Jesus dem Simon Petrus sagt. Gott sagt ja zu dir.

Du musst dich weder verstecken noch verrenken. Du kannst ja sagen zu deiner Existenz und zu deiner Vergangenheit und zu deiner Kleinheit, brauchst dich nicht zu entschuldigen und nichts zu beschönigen. Er legt dir die Hand auf den Kopf und beruhigt Dich, wie ein Vater sein Kind, gibt Dir Sicherheit und Geborgenheit. Hab keine Angst, ich bin da. Und dann setzt er noch eins drauf:

„Von nun an wirst du Menschen fangen.“ Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich das nicht gesagt hätte. Gut, Petrus hatte Glauben bewiesen, er ist hinausgefahren mit dem Boot. Aber eben hatte er sein Versagen bekannt. Und Reich Gottes bauen, die messianische Zeit herbeirufen, die Welt mit dem Evangelium bekannt machen, Jünger als Prototypen der ersten Gemeinde rufen, dazu brauchte es integere, gebildete, charakterfeste Leute, keine so einfach strukturierten, naiven Fischer wie Simon und seine Gesellen. Ich wäre gewiss an die Hochschulen des Landes gegangen und hätte da nach geeigneten jungen Leuten Ausschau gehalten.

Aber so ist das mit Gott und Jesus und dem Glauben. Jesus legt den Grund und investiert schon darauf: Du wirst Menschen fangen.

Unglaublich, wie Jesus an Menschen glaubt, ohne Vorbehalt, wie er ihnen vertraut, ihnen die wichtigste Aufgabe anvertraut, die es gibt: Menschen suchen für Gottes Reich.

Für Petrus fängt ein neues Leben an. Er verlässt den See und die Netze und die Boote und die Fische. Er geht mit Jesus. Das ist neu. Der Petrus ist immer noch der alte. Er kann immer noch mit dem Mund vornweg sein und große Sprüche machen. Er kann mit dem Schwert drein schlagen, den Herrn verleugnen und über sich heulen. Aber er geht mit Jesus. Er sieht auf ihn Tag für Tag. Er lebt mit ihm. Und eines Tages fährt er durch die Welt und gründet Gemeinden. Gefängnistore öffnen sich, Ketten fallen von ihm ab. Und er predigt von Jesus, dem Anfänger und Vollender des Glaubens, und was das für Menschen bedeutet, die fragen, wie das mit dem Glauben ist.

CHECKPOINT FRAGEN ZUM NACHDENKEN

1. Unter welchen Umständen ist Glaube heute ein Wagnis?
2. Wann fällt Vertrauen leicht, wann schwer?
3. Unter welchen Umständen würde ich etwas tun, was ich noch nie vorher gemacht habe?
4. Wie kann ich Jesus vertrauen?
5. Was bedeutet es, Jesus vertraut mir?



Bibelabschnitt: Matthäus 8,5-13

BESINNUNG

„Vorurteile sterben ganz langsam, und man kann nie sicher sein, dass sie wirklich tot sind.“

(Jules Romains) Mit welchen Vorurteilen hast du zu kämpfen? Wo muss jemand mit deinen Vorurteilen fertig werden?

Jesus sagt: „... Hab keine Angst, mein Sohn, Deine Sünden sind dir vergeben.“

(Matthäus 9,2)

Wenn du willst, kannst du ganz neu anfangen. Einfach so. Willst du? Wenn ja, zögere nicht. Beginne jetzt! Schließlich stehst du am Beginn eines neuen Tages.

Eine äußerst frohe oder ärgerliche Geschichte, je nachdem, auf welcher Seite man steht. Auf jeden Fall provokativ. Aber so ist es immer mit Jesus. Wenn man ihn sieht, kann man nicht neutral bleiben. Da wächst Hoffnung oder es packt einen die Wut, zumindest hier in dieser Begebenheit.

Dieser Hauptmann als Held der Geschichte ist ja keiner, der dazugehört. Er gehört nicht zum Volk und schon gar nicht zur Gemeinde. Er ist einer von den Unbeschnittenen, die man „Hunde“ schimpft, als die Unreinen und Außenseiter. In seinen Adern fließt nicht das Blut von Abraham, Mose und David. Er darf nicht in den Tempel, nicht am Gottesdienst teilnehmen. Er hat keine Ahnung von der langen Segensgeschichte des Volkes und ist nicht in die Geheimnisse seiner Traditionen eingeweiht. Ihm gelten nicht die Verheißungen der messianischen Zeit. Ein Ungläubiger ist er. Schlimmer noch, er ist einer von der Besatzungsmacht, nicht irgendein Soldat, den man eingezogen hat, sondern ein höheres Tier, ein Hauptmann, mit Leuten unter sich. Diese Besetzer des Landes erinnern, wo sie gehen und stehen, an die Niederlage, an die Fremdherrschaft, an die Römlinge, die das Land beherrschen, an Korruption, Gewalt, Ausbeutung, Repression. Verhasstes Pack! Umbringen sollte man sie, wie die Zeloten das machen, heimlich abmurksen, mit dem Dolch im Gewande. Wahrscheinlich ist dieser Hauptmann einer aus den Bergen, vielleicht ein Syrer, der sich Rom angedient hat.

Und gerade dieser Hauptmann, dieser Fremde, der nicht zur richtigen Kirche ge-

hört und das falsche Parteibuch hat, wird von Jesus als Vorbild des Glaubens gelobt, wird dem ganzen Volk Israel mit seinen gelehrten Priestern und Betern als Beispiel hingestellt. „Solch einen Glauben habe ich in ganz Israel nicht gefunden.“ Ja, Jesus tut so, als würde so ein Mensch sogar einen Ehrenplatz im Reich Gottes bekommen und sie, die Erben der Verheißung, würden leer ausgehen. Lachhaft! Ungezogen! Frech! Unverschämt! Und viele andere von Westen und Osten, d. h. aus den heidnischen Nationen, würden auch noch daherkommen und mit ihm, dem Römling, und dem hergelauenen Nazarener in Gottes Reich sitzen und sie selbst würden draußen bleiben. Da kann man sich nur die Ohren zuhalten vor soviel Arroganz oder Narrheit. Der ist nicht ganz richtig im Kopf! Lästerung! Babylon!

Wie kann ein Mensch Glauben haben, wenn er nicht den richtigen Glauben hat, wenn er so wenig weiß von Gott und Abraham und Mose und der Thora und den Propheten, wenn er keine Opfer bringt und nicht zum Versöhnungstag nach Jerusalem pilgert, wenn er so wenig weiß von Adventgeschichte und Daniel 2 und dem Heiligtum und den Zehn Geboten? Was ist das für ein Glaube, der bei Jesus zählt?

Es stimmt, der Hauptmann gehört nicht dazu. Er ist nicht getauft und hat kein Gemeindeamt. Aber er hat etwas, was Jesus so hoch achtet, dass er ganz erstaunt ist. Jesus hat sich selten gewundert. Er kannte seine Pappenheimer. Nur an zwei Stellen im Neuen Testament steht, dass Jesus sich wundert. Hier ist eine. Jesus wundert sich über den Glauben eines Ungläubigen. Der traut Jesus Sachen zu, die erstaunlich sind. „Du brauchst nicht den Weg zu mir zu machen. Sprich nur ein Wort, und mein Knecht wird gesund. Ich habe auch Sklaven. Wenn ich zu dem einen sage, mach das, dann tut er das. Also reicht es auch, wenn Du befiehlst.“ Ja, ist denn die Krankheit wie ein Sklave, dem man nach Belieben befehlen kann? Und dann noch über Kilometer hinweg? Was stellt sich der Mann vor? Ist er so dumm oder ist er nur naiv?

Und doch muss was an den Worten Jesu sein. Zumindest ist der Knecht des Hauptmanns gesund geworden. Man sagt, genau zu der Zeit, als Jesus so locker gesagt hat: „Geh nach Hause. Dir geschehe, wie du geglaubt hast.“

Vom Glauben eines Ungläubigen

Einige glauben ganz fest, es sei eine Fernheilung gewesen. Das hat es noch nie gegeben. Manche sind deshalb auch davon überzeugt, dass Jesus was Besonderes ist. Andere halten die ganze Sache für Humbug, aber wer kann schon ganz sicher sein? Nervös sind sie. Und deshalb wütend.

Bis auf den Hauptmann. Der ist wieder abgezogen nach den Worten Jesu. Ohne Rückfrage, ohne Zeichen, ohne Beweis, so, als wäre die Heilung seines Knechtes was ganz Selbstverständliches. Was hatte Jesus gesagt? „Dir geschehe, wie du geglaubt hast.“ Merken wir den kleinen Unterschied? „Wie“ du geglaubt hast. Jesus meint also die Art und Weise. Er sagte ja nicht: Dir geschehe, was du geglaubt hast. Er meinte nicht den Inhalt des Glaubens, sondern das Ausmaß. Natürlich spricht er an anderer Stelle auch vom Inhalt des Glaubens, vom richtigen und falschen Glauben, von der Lehre Gottes im Gegensatz zu den Satzungen der Menschen, aber hier geht es ihm um die Beziehung. „Dir geschehe, wie du geglaubt hast.“ Das sagt er zu dem, der nicht der richtigen Lehre angehört, noch nicht und der nie richtiger Jude werden kann, der immer ein Stück Außenseiter bleiben wird. Hier geht es nicht um das Ende, sondern um den Anfang. Das ist das eigentlich Wunderbare an der Geschichte. Natürlich auch die Tatsache, dass der Knecht gesund wurde auf diese wunderbare Weise. Aber das eigentliche Wunder

liegt eine Etage tiefer. Und irgendwie haben die Leute das gespürt. Es ist das Wunder, wie Jesus Menschen beurteilt. Welchen Maßstab er anlegt. Wie anders seine Augen sehen. Wie er sich nicht von Konventionen und Vorurteilen gefangen nehmen lässt. Wie er menschliche Zugehörigkeitsnormen relativiert. Es hat in der Kirchengeschichte eine lange Zeit geheißt, dass man nur in der Kirche das Heil erlangen könne. Wir erinnern uns, wie weit reichend die Folgen waren, wenn einer mit dem Bann belegt wurde wie Luther. Der war seines Lebens nicht mehr sicher. Es galt nichts mehr, da er ja sowieso schon in der Hölle war. Wir erinnern uns, dass sogar ein Kaiser barfuß vor den Toren der Burg stand, in der der Papst weilte und wie er ihn bat, er möge den Bann wieder aufheben. „Kein Heil außerhalb der Kirche“, so hieß die Devise. Die Schlüssel des Himmelreiches liegen im Schoß von Kirche und Priester. Sie schließen auf und schließen zu. Ganz ähnlich haben die Leute damals gedacht, in unserer Geschichte. Und Jesus durchbricht diese menschliche Zuordnung, dieses Kästchendenken, das wir ja auch kennen und dem wir auch zum Opfer fallen.

Auch wir haben unsere Schubladen, in die wir die anderen stecken, die Moslems, die Türken, die Penner, die Schwulen, die Rocker, die Raucher, die Grufties, die über 50jährigen alten Knacker, die Konservativen, die Liberalen, die Katholiken, die Evangelischen, die da oben,

die da unten. Und manchmal lassen wir keinen raus aus der Ecke. Wir mauern sie ein. Das ist für uns bequemer. Da braucht man nicht umzudenken. Da muss man nicht neu fragen. Da muss man sich nicht auseinandersetzen. Stempel drauf. Fertig. Und wehe, einer passt nicht in die Schablone. Dann wird er eben zurechtgestutzt, bis er wieder passt. Wie ungerecht das ist, wie chancenlos man da ist, wie gemein das ist, das merken wir, wenn uns das so geht. Wir haben uns längst verändert, haben das Alte schon lange hinter uns gelassen, aber es gibt immer welche, die uns zurückstecken wollen in die alte Ecke, die uns einfach nicht glauben, nichts zutrauen, die uns immer wieder erinnern an das, was war. „Weißt du noch, damals ...?“ Da kann man nur wütend werden, oder resignieren

oder die ganze Bande meiden.

Es gibt auch heute Leute, junge und alte, die gehören nicht zur richtigen Kirche, die wissen nur Stückhaftes von Gott, die passen nicht in den Gottesdienst und in die Gebetsstunde, vielleicht nicht einmal in die Jugendstunde: vom richtigen Glauben sind sie meilenweit entfernt, und ethisch-moralisch gehören sie nicht zur richtigen Schicht. Von denen erwartet man eigentlich nichts auf der Seite der Frommen. Aber wenn sie Jesus einmal sehen, trauen sie ihm alles zu.

Es gibt auch heute Leute, die haben's mit der richtigen Lehre nicht leicht. Vielleicht kennen sie schon alles, von Kindheit an. Woche für Woche Gottesdienst, Geschichten von Gott und Jesus. Nichts kann sie vom Hocker reißen, die Gemeinde nicht, die Gottesdienste nicht, die Missionsarbeit nicht, Beten nicht und Singen nicht, aber wenn sie Jesus einmal persönlich begegnen, trauen sie ihm alles zu.

Es gibt sie, die Leute an den Zäunen, die vom Osten und vom Westen, also rings um die Erde. Wenn ein einzelner von ihnen anfängt, Gott zu vertrauen, irgendwo im Busch oder im Dschungel der Großstadt, dann antwortet Jesus auf diesen Glauben, dann macht er ihm Mut, dann richtet er sich an uns und sagt:

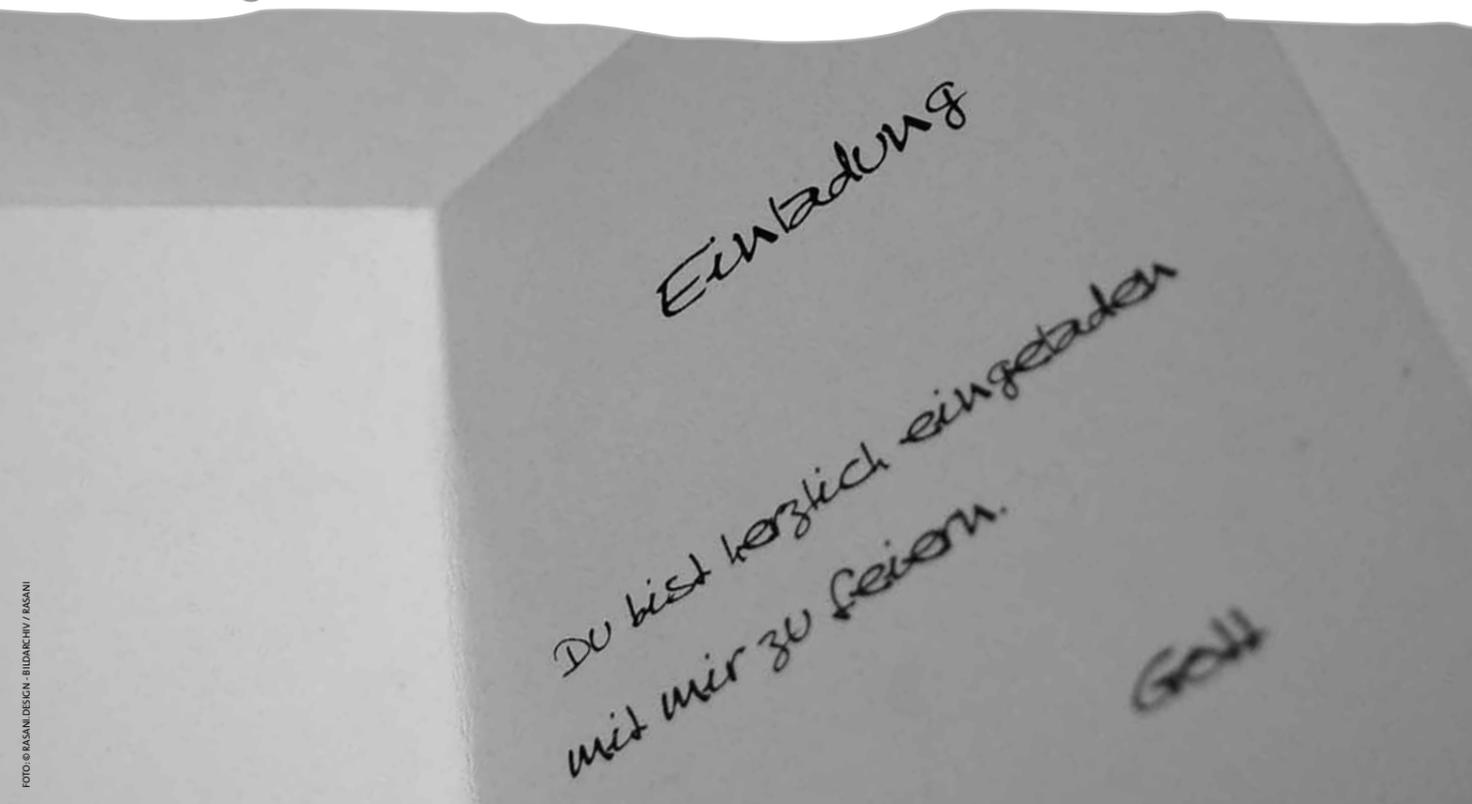
„Fragt nicht zuerst nach dem Parteibuch, nach der Moral, nach der Lehre. Sortiert die Leute nicht aus. Urteilt nicht nach dem Augenschein.“

Vielleicht entdecken wir ja ein Wunder in diesem Menschen, das Wunder des Glaubens, der noch ursprünglich glaubt, vielleicht, weil er noch so wenig weiß, dass er noch etwas erwartet von Gott.

C H E C K P O I N T FRAGEN ZUM NACHDENKEN

1. Warum haben wir positive oder negative Vorurteile?
2. Warum sollen wir als adventistische Christen leben, wenn andere auch selig werden?
3. Was heißt es, einen anderen zu akzeptieren?
4. Wann fühle ich mich akzeptiert?
5. Worin sollen wir als Gemeinde einig sein, worin dürfen wir verschieden sein?





Hauptsache, es geht um die Hauptsache

Bibelabschnitt: Lukas 14,16-24

BESINNUNG

„Was die Zeit auch bringen mag, es liegt in deiner (Gottes) Hand.“ (Psalm 31,16) Du hast jetzt Gelegenheit, eine kurze Tagesplanung aufzuschreiben. Was muss heute unbedingt erledigt werden? Kennzeichne, was für dich die Hauptsache ist an diesem Tag! Kommt Gott darin vor? Suche ihn! Gewähre ihm Zutritt!

Jeder von uns hat seine kleinen süßen Nebensächlichkeiten. Der eine geht gerne auf die Berge, der andere isst für sein Leben gern Karamelpudding, die dritte steht auf kastanienroten Haaren, die vierte liebt ihren Pudel. Das sind nicht die wirklich wichtigen Dinge im Leben. Das ist nur schön und macht Spaß. Es muss nicht unbedingt sein. Zu den schönen und angenehmen Dingen gehören auch Feste und Feiern, Partys und Feten. Schön, wenn's was zu feiern gibt. Aber es gibt wichtigere Sachen. „Hauptsache, gesund“, sagen wir. Oder „Hauptsache, sie lieben sich“ – „Hauptsache, es ist ein Mädchen geworden“ – „Hauptsache viel Geld“ – „Hauptsache, es merkt keiner“ – „Hauptsache, sofort“ – „Hauptsache, die Kasse stimmt“.

In unserer Geschichte geht es um die süßen Nebensachen, um die Party, das Fest. Und der Partygeber findet sich und das Fest ganz wichtig, so wichtig, dass er eine Hauptsache daraus macht. Seltsam. Da

lohnt es sich, näher hinzuschauen, was da eigentlich los ist, warum Jesus so eine seltsame Geschichte erzählt.

Die Party ist angesagt. Alles ist vorbereitet. Die Einladung ist ergangen. Leider können einige nicht kommen. Das ist nun mal so. Man kann sich nicht immer nur nach den angenehmen Dingen des Lebens richten, wenn der Job es nicht zulässt, sei es Schule, Beruf oder Familie. Schließlich hat man Verpflichtungen. Es geht nicht um Spaß haben wollen, sagt man uns, sondern um Verantwortung.

Der erste hat einen Acker gekauft und der Besichtigungstermin liegt gerade dann, wenn die Party steigen soll. Die Entscheidung dürfte nicht schwer fallen, wenn man nach Verantwortlichkeit fragt. Acker, das ist ja Lebensgrundlage in der damaligen Gesellschaft. Der Acker ernährt die Familie, das Volk. Es gibt keine Fabriken, keine Industrie. Auf dem Acker liegt die Verhei-

ßung Gottes, dass Saat und Ernte nicht aufhören werden und dass man durch Bebauung des Ackers, im Schweiß des Angesichts zwar, das eigene Brot essen soll.

Wenn man selbständig werden will, wenn man aus dem Stand des Knechts und Tagelöhners heraus will, wenn man ein vollgültiges Glied der Gesellschaft werden will, wenn man auch für andere Verantwortung übernehmen will, dann muss man einen Acker kaufen. Was sonst? Das ist die Basis, wichtiger noch als ein eigenes Haus. Das ist der erste entscheidende Schritt. Was kann man anderes tun als sich bedauernd wegen des Festes entschuldigen? Feste mag es noch viele geben. Und auf dem nächsten steht man als Landbesitzer noch ein bisschen besser da. Es wäre doch unverantwortlich, das Fest zu genießen, ohne den Acker gesehen zu haben. Ja, es wäre gar kein Genuss möglich. Immer wäre der Gedanken an den Acker da. Und dann, wegen des verfluchten Festes hätte er sich vielleicht einen steinigen Acker eingehandelt. Undenkbar. Höflich, wie er ist, entschuldigt er sich, bedauernd, und doch auf Verständnis hoffend, selbstverständlich.

„Als das der Hausherr hörte, wurde er zornig“, so erzählt Jesus. Seltsam. Ungerecht. Egoistisch. Unverständlich. Jesus geht es doch nie um Nebensächlichkeiten. „Lass die Toten ihre Toten begraben“, hat er einmal gesagt, als ein potentieller Jünger zuerst den Tod seines eigenen Vaters betrauern wollte, ehe er Jesus nachfolgen wollte, „du folge mir nach, und zwar sofort“. Mit Spielereien hat Jesus es nie gehabt. „Wer Vater oder Mutter oder Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert“, so hat er gerufen. „Tut Buße und glaubt an das Evangelium, denn das Reich Gottes ist da.“ Mit dieser Botschaft hat er seinen Dienst begonnen.

Nachfolge, Buße, das klingt für uns im Allgemeinen düster. Bußgeld, das verordnet die Polizei oder das Gericht, und im Gefängnis sitzen die, die ihre Strafe abbüßen. Buße klingt nach Sack und Asche, klingt nach Totensonntag und Aschermittwoch, nach Sackkleid und neunschwänziger Katze. Und genau das will Jesus mit dieser Geschichte verändern. Buße heißt hier nichts anderes, als die Wichtigkeiten neu

ordnen, sich auf Gottes Angebot einlassen und es für wichtiger ansehen als das, was mir in meinem Leben als verantwortlicher Mensch so wichtig ist. Diese Hauptsache Gottes, die Einladung, an ihn zu glauben, ihm zu vertrauen, vergleicht Jesus mit einer Einladung zum Fest. Fest, das ist nichts Düsteres, das ist etwas Helles, da wird man nicht in Ketten hingeschleppt, da gehen die Füße aus freudiger Erwartung wie von ganz alleine hin.

Das Wichtigste in unserem Leben, so sagt Jesus, ist nicht der Acker. Der ist ganz wichtig für die 60 oder 70 Jahre meines Lebens hier. Ohne Beruf, ohne Geld, ohne Ausbildung wird das Leben hier problematisch. Aber Jesus will mehr für uns als 60, 70 Jahre relativen Erfolg. Es geht ihm darum, dass wir die Sache mit Gott klarkriegen, dass wir uns nicht mir den scheinbaren Hauptsachen unseres Lebens zufrieden geben und an der eigentlichen Absicht Gottes mit uns, nämlich, mit ihm leben zu können, vorbeischlittern. So sagt Jesus, dass die Gemeinschaft mit Gott, sein Fest, mit ihm am selben Tisch zu sitzen, wichtiger ist als der Basis unseres Lebens, der Acker. Hauptsache, es geht um die Hauptsache.

Da ist der Zweite. Er hat 20 Ochsengestalt gekauft. Er hat eine Menge Geld investiert. Er ist über seinen ersten Acker weit hinaus. Er hat eine eigene Firma. Er hat sich vergrößert. Er ist erfolgreich. Er ist gescheit. Er

weiß, wie man es macht. Seine Firma gibt zwei Dutzend Angestellten Lohn und Brot. Er hat Geld und gibt Geld, seinen Zehnten sowieso und dann Spenden für die Ortsgemeinde und soziale Projekte im In- und Ausland. Manche Aktion von ADRA wäre ohne sein Geld nicht möglich gewesen. Er hat Verantwortung und er geht mit ihr verantwortlich um. Er muss die Ochsengestalt anschauen. Schließlich kauft man keine Katze im Sack und keinen Gaul, ohne ihm ins Maul geschaut zu haben. 20 Ochsengestalt, das ist ein Vermögen. Wenn das schief geht, ist er ruiniert und seine Angestellten auch. Dass er nicht zum Fest kommen kann, obwohl er möchte, ist ja wohl klar, sonnenklar. Wie kann man das eigentlich erwarten? Aber höflich, wie er ist, entschuldigt er sich.

„Als das der Hausherr hörte, wurde er zornig“, erzählt Jesus.

Die Hauptsache im Leben ist nicht Fortschritt, nicht einmal soziale Verantwortung, sondern das Reich Gottes.

Jesus weiß, dass man sich immer neu entscheiden muss. „Verpass das Reich Gottes nicht wegen der wichtigen Dinge des Lebens, wegen deiner Karriere!“



Da ist der Dritte. Er hat geheiratet. Er gründet eine Familie. Was gibt es Wichtigeres für das Überleben der Sippe, des Volkes? Hat nicht Gott selbst Mann und Frau zusammgeführt, damals im Paradies, und ist nicht die Familie eines der wenigen Dinge, die noch an das Paradies erinnern? Ehe unter Gottes Gebot und Segen. Das ist das Größte. Da muss selbst die Verteidigung des Landes hintenan stehen. Keine Militärflicht für den Frischvermählten. Ein ganzes Jahr Schonzeit. Zeit, um sich aneinander zu gewöhnen und ein Kind zu zeugen. Hochzeit oder auf die Party gehen? Gibt es noch eine Frage? Keiner würde verstehen, wenn er die Hochzeit verschieben würde, nur, weil er unbedingt zur Party wollte. Wo wären da Liebe und Verantwortung? Und er entschuldigt sich nicht. Warum sollte er? Aber höflich, wie ist, gibt er eine Erklärung. „Ich habe ein Weib genommen, darum kann ich nicht kommen.“



FOTO: © BASANI DESIGN - BILDARCHIV / SB

„Als das der Hausherr hörte, wurde er zornig“, so erzählt Jesus. Verpass das Reich Gottes nicht, höre ich ihn sagen, wegen deines privaten Glücks. Hauptsache, es geht um die Hauptsache.

Und als die Party endlich steigt, sind Gäste da. Einige seltsame Vögel sind darunter. Keine Abendgarderobe, frisch von der Straße aufgelesen, von Gassen und von Zäunen. Ganz schönes Gesindel. Sieht eher aus wie auf einem Lumpenball. Tischmanieren haben auch die wenigsten. Und sie wissen nicht, wie sie zu der Ehre gekommen sind.

Das ist ihnen noch nie passiert. Keine müde Mark Eintritt. Sie müssen auch keine niedrigen Dienste verrichten. Sie werden bedient wie vornehme Leute. Die Musik spielt. Der Gastgeber hat sie mit Handschlag begrüßt. Man hat sie richtig eingeladen und mit dem vornehmen Wagen hierher gebracht. Was haben sie eigentlich gemacht? Nichts, sie sind nur gekommen. Aber wer hätte das nicht getan? Gibt es irgendjemanden, der die Straße vorgezogen hätte, die Parkbank dem Bankett vorgezogen hätte? Kann es solche Narren überhaupt geben? Niemals. Das Fest ist viel zu schön. Viel zu wichtig.

Noch ahnen sie nicht, dass es überhaupt nicht aufhören wird. Das müssen sie nicht wissen, noch nicht. Es ist ja auch nicht ihr Motiv gewesen.

Da war eine Einladung zum Fest, zu etwas Besserem. Sie haben die Einladung angenommen.

Hauptsache, es geht um die Hauptsache.

Ein Hoch auf den langen Atem

Bibelabschnitt: Matthäus 25,1-13

BESINNUNG

Betrachte die Grafik! Wo würdest du deinen Glauben einordnen?

Jesus hat versprochen: „Ich bin bei euch, bis das Ende gekommen ist!“ (Matthäus 28,20) Ist dir das angenehm oder fühlst du dich überwacht? Weise Jesus seinen Platz für heute zu! Bestimme, wie dicht er an dich ran darf!



ILLUSTRATION: © BASANI DESIGN

Das ist eine der emotionalsten Geschichten, die Jesus erzählt hat. Es gibt ja kaum eine vergleichbare Zeit im Leben wie die der Hochzeit. Alle Leute sind aufgeregt, die Umstehenden manchmal mehr noch als das Brautpaar. Man muss Vorbereitungen treffen, Einladungen schreiben, sich das Essen ausdenken, das Fest vorplanen. Tausend kleine und große Dinge gibt es da zu tun. Seltsam, spricht Jesus in diesen Kapiteln der Bibel nicht vom Weltende, von schrecklichen Dingen, von Hunger und Krieg, von Katastrophen und Zerstörung, von Schöpfung-rückwärts bis zum Tohuwabohu, wo alles wieder wüst und leer sein wird? Warnt er nicht vor gräulichen Zeiten, vor Verfolgung und Verführung, mangelndem Glauben und fehlender Liebe? Könnte man da nicht Angst kriegen und sich irgendwo verkriechen, bis die Sache vorbei ist? Mancher junge und alte Mensch, auch unter Christen, spürt ein Unbehagen, wenn er an die Zukunft denkt.

Mitten hinein in das Reden vom Weltende und den letzten Dingen malt Jesus das emotionale Bild der Hochzeit. Weltende, da hätte doch eher das Bild von einem Begräbnis gepasst. Ein letzter Gruß. Ein letzter Abgesang. Deckel zu. Schluss. Nein, Jesus spricht von Hochzeit. Hochzeit ist normalerweise nicht das Ende, sondern

der Anfang. Hochzeit ist Aufbruch, Hoffnung, Begeisterung, Glaube, Hoffnung, Liebe. Hochzeit ist eine Feier in die Zukunft. Wer nichts mehr glaubt, nichts mehr hofft, wer sich morgen aus dem Fenster stürzen will, der heiratet heute nicht. Hochzeit ist das Ja zum Leben.

Genau das will uns Jesus hier sagen. Das mit den Zeiten am Ende stimmt. Es wird nicht besser werden. Wir werden den Karren der Weltgeschichte nicht aus dem Dreck ziehen. Wenn in Afrika Frieden herrscht,

ein brüchiger vielleicht, aber immerhin, dann werden woanders die Kanonen donnern. Man hat ja die Waffen nicht umsonst gekauft. Die knallen so schön. Die muss man ausprobieren. Man kann sie ja nicht vernichten. Schade um das Zeug. Nein, nein, wir kriegen das nicht hin mit dem Weltfrieden, nicht auf unseren Straßen, nicht in der Dritten Welt, ja nicht einmal in unseren eigenen Beziehungen. Wir kriegen das nicht hin mit dem Ozonloch und dem Wasser und AIDS. Wir leben am Ende, schon lange. Da kriegen's die einen mit der

CHECKPOINT

FRAGEN ZUM NACHDENKEN

1. Was ist mir im Leben wichtig?
2. Was bedeutet es, die Einladung Gottes wichtiger nehmen als wichtige Dinge des Lebens?
3. Welche Bedeutung haben Geld, Beruf, Familie und soziale Verantwortung für das christliche Leben?
4. Welche Bedeutung haben Spaß, Konsum und Luxus?
5. Wer sind die „Geladenen“ und die Leute „auf den Gassen und an den Zäunen“ heute?



nackten Angst und die anderen wollen uns weismachen, es werde alles wieder gut. Das ist, wie wenn einer im Keller lustige Lieder pfeift, obwohl er die Hosen voll hat vor lauter Furcht im Dunkeln. Aber Jesus schenkt uns reinen Wein ein, er beschönigt nichts und sagt uns Dinge im Voraus, damit wir weder mit Panik reagieren, noch den Kopf in den Sand stecken oder gar auf Wolke sieben der Welt entschweben.

Und gleichzeitig sagt er uns: Mitten im Ende ist ein Anfang. Wo Furcht ist, ist auch Liebe. Wo Angst ist, ist auch Mut. Wo Verzweiflung ist, ist auch Hoffnung. Wo das Chaos ist, ist auch Gott. Dieses Bild von der Hochzeit erinnert mich an ein Liebespaar, das mitten im Krieg heiratet. Der Mann kommt auf Urlaub von der Front. Sie heiraten, und dann sind sie wieder getrennt und hoffen auf das Ende des Krieges. Ist das nicht verrückt? Hätten sie nicht warten sollen, ob die Sache gut ausgeht. Da weiß doch keiner, ob er am Ende noch lebt. Was soll die Hochzeit im Krieg? Es mag nicht vernünftig sein, im Krieg zu heiraten.



FOTO © BASANI DESIGN - BILDARCHIV / BASANI

Das ist wahr. Aber die Hochzeit als Zeichen der Liebe ist ein Trotz gegen die kalte Vernunft, ist ein Zeichen der Hoffnung in der Gefahr, ein Zeichen des Lebens im Tod.

Dieses positive Trotzdem, diese freudige Erregung, die brauchen wir, sonst holen wir uns den Kick irgendwo anders. Mit dem Gedanken an das nackte und kalte Ende kann man nicht leben. Vielfach aber ist der andere Kick, der synthetische, der psychedelische, der überlaut tosende, nur ein Kick über die Langeweile, die Angst oder Öde hinweg, ohne Perspektive zu geben. Am Morgen danach ist die alte Leier wieder da. Das Bild von der Hochzeit aber atmet Perspektive, es ist offen auf die Zukunft, es hat Weite und Raum. Es hat Phantasie und Spiel. Es ist spannend und hoffnungsvoll. Nicht das Ende steht im Mittelpunkt, das Ende der Jugendzeit oder des Single-Daseins, sondern die Freude auf ein gemeinsames Leben zu zweien. Immer, wenn uns jemand Angst machen will vor dem Ende, dann schauen wir auf Jesus und die trotzigste Geschichte der Liebe vom Anfang.

Die Einladung trifft auch zehn junge Mädchen. Sie sollen Brautjungfern sein. Welch eine Ehre! Sie haben sich schön gemacht, sich verabredet und nun gehen sie, um sich dem Brautzug anzuschließen. Wieder Emotion, positive Erregung, freudige Erwartung. Der Puls geht schneller. Der Atem tiefer. Die Wangen brauchen kein zusätzliches Rouge. Noch die Lampen fertig machen, sicher ist sicher. Was für ein Bild wird das sein. Der Gesang, das Getrappel der Füße, die flackernden Lichter, wie eine Prozession zum Festsaal. Ehe sie hinauseilen, greifen fünf von ihnen zu einer extra Flasche Lampenöl. Sie wollen sie unbedingt mitnehmen. Für alle Fälle. Das ist, wie wenn ein Hochzeitsgast sich vorsichtshalber ein Butterbrot einsteckt, weil er nicht weiß, ob es bei der Hochzeit was zu essen gibt. Ist das Vorsicht oder Zweifel an der Integrität des Bräutigams? Sind sie sich etwa nicht sicher, dass er kommt? Ist die Skepsis angebracht? Ist auf den Bräutigam kein Verlass? Die fünf anderen sind sich ihrer Sache sicher. Sie sind bereit, ohne Wenn und Aber. Sie lassen sich kein Hintertürchen offen. Sie stellen sich ganz auf die Zusage des Bräutigams ein. Sie zweifeln nicht eine Augenblick. Für sie gibt es kein

Vielleicht und kein Danach. Sie gehen im Vertrauen, in Vorfreude, in Gewissheit, im Glauben.

Der Bräutigam ist nahe. Am vereinbarten Platz ist noch keiner da. Sie müssen noch ein wenig warten. Sie plaudern davon, wie das Fest wohl sein werde, wie Braut und Bräutigam wohl aussehen mögen, träumen vielleicht von ihrer eigenen Hochzeit und schwelgen in schönen Bildern. Es dauert. Sie setzen sich und plaudern und warten und warten und plaudern und schlafen in ihren schönen Kleidern am Wegrand ein. Alle. Endlich kommt er. Und die fünf Skeptikerinnen zünden ihre Lampen an, weigern sich, von ihrem Öl den anderen abzugeben, deren Lampen ausgehen. Egoistisch denken sie nur an sich. Sie schließen sich dem Festzug an und sitzen bald am gedeckten Tisch im Festsaal. Die anderen, die freudig Gläubigen aber, die alles auf eine Karte gesetzt hatten, bleiben nun draußen im Dunkeln wie die Hunde. Jesus verteilt in diesem Gleichnis Prädikate. „Töricht“ nennt er die einen und „klug“ die anderen. Ganz entgegen unseren Erwartungen sind die „Klugen“ nicht diejenigen, die bereit waren, voller Hoffnung und Zuversicht. Die sind die „Törichten“, die Dummen. Die Klugen sind die Skeptikerinnen, die noch eine Brotzeit mit zur Hochzeit nehmen wollten, die sich nicht mit Haut und Haaren dem Augenblick verschrieben hatten, die in ihrer Begeisterung nicht den langen Atem verloren haben.

Was Jesus uns damit sagen will, wenn wir zu ihm aufschauen? Ich glaube, er will sagen: wenn es um die letzten Dinge geht, um das Weltende, um die Wiederkunft, dann sollen wir trotz des wachsamem Auges einen langen Atem haben. Nicht unsere Begeisterung bestimmt, wann Jesus kommt. Und wenn er dann nicht gekommen ist, ist unsere Begeisterung weg. Nicht unser Hoffen bestimmt, wann er kommt. Nicht die Größe unseres Glaubens und nicht die Helligkeit unserer Flamme, nicht der Schmuck an Kleid oder Charakter. Jesus lobt die Skeptiker, nicht, weil sie skeptisch sind in Bezug auf ihn, sondern weil sie skeptisch sind in Bezug auf sich. Ob ihr Öl noch reicht, ob sie es erwarten können, ob ihre Geduld und Tragfähigkeit reicht. Jesus lobt sie, weil sie noch Vorrat haben. Damit

FOTO © BASANI DESIGN - BILDARCHIV / BASANI

Glauben kann man sich nicht ausleihen und man kann ihn auch nicht verleihen. Er ist immer was ganz Privates.

können sie die Ankunft des Bräutigams weder verzögern noch beschleunigen. Aber sie können damit umgehen. Jesus lobt sie, weil sie den längeren Atem haben, den längeren Glauben. Sie machen sich nicht zum Maßstab für den Bräutigam, noch abhängig von den Umständen der Welt. Jesus ruft uns zu: „Seid nicht so begeistert, so aufgereggt, so emotional auf euch fixiert, dass ihr zu früh aufgibt. Bleibt cool in eurer Bereitschaft. Vertraut Gott und behaltet einen langen Atem. Bleibt bereit. Ich bin der Vollender eures Glaubens. Wie am Anfang, stehe ich auch am Ende.“

Und noch eins will er sagen: Glauben kann man sich nicht ausleihen und man kann ihn auch nicht verleihen. Er ist immer was ganz Privates. Ich kann ihn nicht von der Mutter und nicht vom Bruder und nicht vom Prediger borgen und sie können mir ihren nicht geben. Es ist nicht der Glaube der Gruppe gefragt, sondern meiner. Was zählt, ist mein Glaube. Dieser eigene Glaube ist einerseits ein Geschenk, nämlich, dass man glauben kann. Und andererseits will er erworben sein. Das kostet einen Einsatz und einen Preis. Da gibt es Zweifel

und Ängste. Der Glaube muss hinterfragt werden in den Lebensabschnitten. Er wird überprüft und durchlitten. Und schließlich, wenn er erprobt ist, wenn er eingebunden ist in das eigene Leben, in die Liebe und den Beruf und in das Mannsein und Frausein, wenn er also wichtig geworden ist, dann wird er der eigene. So eigen, wie der eigene Körper. Wenn der Glaube aber zu kurz ist, zu „töricht“, zu sehr auf Menschen oder die Welt bezogen, zu spekula-

tiv, zu hitzig, dann gibt's keinen anderen als Ersatz. Jesus will mich ermutigen zu meinem Standpunkt, zu meiner Identität, zu meinem Glauben, der sich an ihn bindet und hängt und offen bleibt für das Handeln Gottes, gerade am Ende der Welt und am Ende der Zeit.

CHECKPOINT FRAGEN ZUM NACHDENKEN

1. Welche Empfindungen habe ich bezüglich des Weltendes?
2. Was würde ich vor der Wiederkunft Christi gerne noch erleben wollen?
3. Was heißt bereit sein?
4. Wie bekomme ich einen persönlichen Glauben?



Bibelabschnitt: Lukas 23,12-43

BESINNUNG

„Ein kleiner Junge hob am Strand Fische auf und warf sie zurück ins Meer. Viele Tausende von ihnen waren durch einen Sturm ans Ufer geworfen worden. So viele er konnte, warf der kleine Junge unverdrossen in ihr Element zurück. Ein Erwachsener sagte zu ihm: „Das ist doch ganz sinnlos, was du da tust. Wem nützt es?“ Der kleine Junge warf den nächsten Fisch ins Wasser und sagte triumphierend: „Dem hat es genützt!“ Gott wendet sich dir genauso zu. Glaubst du, dass es etwas nützt? Fische habe im Meer ihr Lebenselement. Lies 2. Korinther 5,17. Wer oder was könnte unser Lebenselement sein?

Die letzte Chance



Räuber waren sie gewesen. Nicht harmlose Tagdiebe, die auf dem Markt am Stand ab und zu eine Apfelsine geklaut haben. Sie hatten vom Raub gelebt. Das ist das einzige, was sie gut gekonnt hatten. Und beim letzten Mal hatten sie ihrem Opfer sogar das Leben geraubt. Warum hat der sich auch so gewehrt, so ein Gezeter gemacht? Pech gehabt! Und sie waren geschnappt worden. Da hat alles Beteuern der Unschuld nichts geholfen. Verfluchte Richter! Heute hat man sie hierher geschleppt und lebendigen Leibes an diese verfluchten Kreuze gehängt. In der prallen Sonne müssen sie nun schmoren. Anspucken kann man sie, verlachen, verhöhnen. Selbst die kleinen Kinder zeigen mit ihren Fingern auf sie, wenn die Mütter ihnen sagen, dass man so endet, wenn man nicht brav ist. Ihre Schläue und Durchtriebenheit nützt ihnen jetzt gar nichts. Ihre Kälte spricht nur noch aus ihren Augen, denn die Körper braten schon in der glühenden Sonne des Mittags. Das Verrückteste und Perverseste aber ist, dass auf dem Hügel Volksfeststimmung herrscht. Kein bisschen Trauer, keine Ehrfurcht vor ihrem Leiden, kein Respekt. Immer wieder die Gaffer, die Spötter: „Na, wie ist die Luft da oben?“ – „Ist die Aussicht gut?“ – „Könnt ihr schon die Hölle sehen, ihr verfluchten Hunde?“ Mit das Schlimmste ist, dass man den Schweiß nicht aus den Augen wischen kann. Das brennt wie Hölle. Und wenn die Fliegen in Nase und Augen kriechen, ist das reine Qual. Nur noch fluchen

kann man da, das ganze Gesindel da unten verfluchen, die Welt verfluchen, sich selbst – und den da in der Mitte. Der muss ja ein ganz besonderes Früchtchen sein. Um den machen sie ja noch mehr Aufhebens. Da sind sogar die Schriftgelehrten aus ihren Studierlöchern gekrochen und Priester stehen da rum. Die ganzen Bonzen aus dem Volk sind da und eine Menge Weiber. Wie der aussieht, mit seiner Krone aus Dornen auf dem Kopf – oder ist das vielleicht ein Krähenest? Und das Schild über ihm: „König der Juden“. Immer wieder machen die Leute Verbeugungen und ziehen den Hut vor ihm: „Gegrüßt seiest du, König der Juden.“ Und dabei schütten sie sich aus vor Lachen. Und die Oberen schreien dem Volk zu: „Guckt mal, da ist euer Messias. So sieht er aus, der Hochstapler, der Gotteslästerer. Anderen hat er geholfen, sagt ihr, wieso kann er sich selbst nicht helfen? Soll er doch runter steigen vom Kreuz! Krankheiten hat er vertrieben, Teufel hat er verjagt, Tote lebendig gemacht, der Messias will er sein, der Sohn des Allerhöchsten? Lächerlich! Schaut ihn euch an, schaut ihn euch genau an! Und seid das nächste Mal nicht wieder so naiv und hängt euch nicht an jeden Dahergelaufenen! Wie er da hängt, sogar die Sprache hat's ihm verschlagen!“ Ja, da hängt er wie die anderen, als Verbrecher unter Verbrechern, als Verspotteter unter Verspotteten, als Gescheiterter unter Gescheiterten, als Verfluchter unter Verfluchten. Er ist wie sie und ihm geht es wie

ihnen. Sie haben den Tod vor Augen und würden gerne noch weiter gelebt haben. Und doch ist da etwas anders, so seltsam anders. Der in der Mitte, der so genannte Judenkönig, Jesus von Nazareth, der ist anders. Als sie ihn kreuzigen, schreit er nicht, flucht er nicht. Er klagt nicht an, sondern wenn er denken kann, denkt er an andere, wenn er bittet, dann nicht für sich, er bittet für die Henker: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!“ Hat er die Hoffnung, dass sein Appell an Gott die Verantwortlichen weich stimmen wird, dass sie ihn herunter holen werden, dass sie ihn um Gottes Willen anerkennen werden? Nein? Warum bittet er für die Henker? Warum schreit er sie nicht an? Warum verwünscht er sie nicht? Warum droht er ihnen nicht alle Strafen der Hölle an? Warum bleibt er so still? Warum wehrt er sich nicht? Wer ist der Kerl? Warum hat er so viel innere Kraft – oder tut er nur so?

Da muss es der Linke am Kreuz herausschreien, aber der Schrei ist nur ein Krächzen und Würgen, voll innerer Wut über die Andersartigkeit: „Wenn du was Besseres bist als wir, wenn du der Christus bist, dann mach endlich was! Los, hilf dir und uns!“ Wenn er noch lachen könnte, würde er jetzt laut lachen, aber es geht nicht mehr. Nur noch Hass ist da. Und der Hass hält ihn am Leben. Der andere ist auch nicht besser, der auf der andern Seite. Er hat mit geraubt und mit gemordet und er wird mit sterben. Er hofft nicht auf Rettung, nicht auf ein Wunder. Er

hat Schluss gemacht mit seinem Leben. Aber immer wieder muss er den Mann neben sich anschauen, diesen Jesus. Er erinnert sich, er hatte von ihm gehört wie alle. Von seiner Güte und dass er für die Armen da war und den Scheinheiligen ins Gewissen geredet hat und Leute gesund gemacht hat und alle zur Umkehr gerufen hatte, weil Gottes Reich anbrechen sollte. Sie beide hatten andere Interessen gehabt, hatten das Leben genießen wollen mit geklautem Geld. Und nun das Ende. Und das Leben zieht vorüber, Bild für Bild. Ein im letzten verpfushtes Leben. Und in der Gegenwart des Gekreuzigten neben ihm, der genau so hilflos ist, der das gleiche Schicksal hat, regt sich Neues oder Altes. Etwas von dem totgeschlagenen Gewissen, etwas von den alten Geschichten aus der Kindheit und der Gemeinde, etwas von der Hoffnung der Alten, die er bisher verspottet oder verdrängt hat, etwas von der Erwartung auf das Andere. Und hier, jetzt, wo alles zu Ende ist, wo es keine Zukunft mehr gibt, da spürt er das Andere, den Anderen. Und eine seltsame Gewissheit steigt in ihm hoch. Eine Erkenntnis seiner Schuld, mehr noch, eine Erkenntnis, dass das Schild über dem Kreuz die Wahrheit sagt.

Der Gekreuzigte aus Nazareth neben ihm, das ist der König. Er hat ein Reich, nicht von dieser Welt. Er wird es aufrichten. Was für eine Hoffnung? Phantasien im Delirium vor dem endgültigen Tod? Nein, klare Erkenntnis. Und er wendet sich an seinen Komplizen, appelliert an das letzte Fünkchen Gewissen und Ehrgefühl: „Und du hast kein bisschen Einsicht, denkst mit keiner Phase, dass es doch einen gerechten Gott geben könnte, nicht daran, dass wir die Strafe verdient haben, und schämst dich nicht, Jesus anzupöbeln, der wirklich unschuldig ist?“ Hier ist der erste und der letzte, der Jesus verteidigt. Pilatus hat feige kapituliert. Die Jünger sind davongelaufen. Die Frauen unter dem Kreuz müssen hilflos zuschauen. Der Mörder am Kreuz ergreift Partei für Jesus. Einen schönen Verteidiger hat er da, der Mann aus Nazareth! Und dann wendet er sich an Jesus mit der Bitte: „Denke an mich, wenn du in deinem Reich kommst!“ Was für eine Bitte. Er sagt nicht: Mach, dass ich nicht sterben muss, dass ich in den Himmel komm, dass Gott mich nicht bestraft. Er spricht nicht vom Ziel, vom Ergebnis. Er weiß nicht, was noch zu erreichen wäre und spekuliert nicht mit einem möglichen Gewinn. Das einzige, was er kann, das tut er. Er wirft sich in die Hand Jesu und bittet, er möge ihn nicht vergessen. Ein bisschen wenig, so am Ende

des Lebens. Er hat ja auch nichts, was er in die Hand Jesu legen könnte: etwa einen guten, geheiligten Charakter nach 20 Jahren Gemeindegemeinschaft, eine gute Summe von Gaben und Spenden, ein soziales Hilfsprogramm für Notleidende, eine gute Familie und erfolgreiche Kinder, die im Glauben stehen. Da ist nichts und er hat nichts. Er hat keine gute Vergangenheit und schon gar keine Zukunft. Er kann Jesus nicht mal versprechen, es ab morgen besser zu machen, es wenigstens zu versuchen. Und er wird ihm nichts beweisen können. Also, warum sollte Jesus an ihn denken? Und was wird Jesus als König mit ihm machen, wenn er an ihn denkt? Kann ein Moment der Einsicht ein ganzes Leben aufwiegen? Ist nicht der Weg zur Hölle mit lauter guten Einsichten und Vorsätzen gepflastert? Ist Reue auf dem Totenbett nicht ein bisschen doch die schiere Todesangst?

Nein, den Mann ohne Namen neben Jesus, den ehemaligen Räuber und Mörder, den treibt nicht allein die Todesangst um, die Angst, die aus den schlimmsten Menschen auf dem Totenbett plötzlich die bravsten werden lässt. Was ihn antreibt, ist die Erkenntnis, wie sie die Hirten auf dem Feld bekommen hatten, die dann ohne Angst die Schafe alleingelassen hatten, die Erkenntnis, dass – wie damals das hilflose Baby in der Krippe – nun dieser hilflose und erbärmliche Mann am Kreuz der erwartete Messias ist. Inmitten der geifernden und johlenden Menge, auf dem Gipfel der Gottlosigkeit, im Lärm der Beschimpfungen, findet eine Umkehr statt wie nach einer Evangelisation. Der Mörder findet Gott in Jesus am Kreuz. Was für eine Gottesoffenbarung! Nicht das Wunder der Brotvermehrung, nicht das Wunder der Heilung von Aussatz, nicht das Wunder der Auferweckung von den Toten, sondern das Sterben am

Kreuz verändert den Mann. Er ist der erste, für den das Kreuz eine neue Bedeutung bekommt. Sein eigenes Kreuz das Zeichen seines Scheiterns, seiner Schuld, seines zerbrochenen Lebens, das Kreuz Jesu aber das Zeichen seiner Hoffnung, seiner Zukunft, seines Neuanfangs. „Denke an mich, wenn du in deinem Reich kommst.“ Das ist wohl das größte Wunder, dass die Bekehrung eines Menschen nicht abhängt von Ort und Zeit und Umständen. Gott offenbart sich, wo er will – und immer da, wo der Mensch nach ihm fragt und nicht nach der Sensation oder dem Spektakel. Das Heute ist unsere Chance. Es kommt nicht darauf an, wie das Heute ist, ob hell oder dunkel. Es kommt nicht darauf an, was das Heute aus uns macht. Es kommt darauf an, was wir aus dem Heute machen. Wenn Jesus heute neben mir ist, dann habe ich eine Chance. Und das Heute Jesu neben dem Mörder am Kreuz zeigt, wie tief und wie weit und wie hoch und wie breit Jesus sich gegenwärtig macht. Selbst am Ende ist er da. „Heute sage ich dir, du wirst mit mir im Paradies sein.“

Der Apostel Paulus hat das begriffen. Er wollte den Blick seiner Zuhörer auf nichts anderes lenken als auf den Mann am Kreuz. Er hat fest geglaubt, dass sich Menschen ändern, wenn sie nicht wegschauen von dem hässlichen Bild, sondern dass sie Gott erkennen, wenn sie Jesus am Kreuz sehen, seine Liebe, seinen unerschütterlichen Glauben an den Menschen, sein Eintreten für ihn. Davon hat er gepredigt. Dafür ist er durch die Welt gezogen, per Schiff, zu Fuß, wie auch immer. Und er hat Menschen gefunden, die verstanden haben, dass der Glaube an den Mann am Kreuz nicht das Ende, sondern die neue Chance ist – wie beim Schächer am Kreuz.

Der Glaube an Jesus ist immer die letzte Chance – weil er die einzige ist, die wir haben.

CHECKPOINT FRAGEN ZUM NACHDENKEN

1. Was verstehst du unter „billiger Gnade“?
2. Inwiefern ist der Verbrecher am Kreuz das beste Beispiel für die Aussage des Apostels Paulus, dass man nur durch den Glauben gerettet wird?
3. Kannst du Leute verstehen, die zuerst ihr Leben genießen wollen und die Frage um Gott auf später verschieben?



Das Ende ist der Anfang

Bibelabschnitt: Lukas 24,13-35

BESINNUNG

„Es ist das Werk des Heiligen Geistes, wenn wir beten, dass er uns bei der Hand nimmt, uns vor Gottes Angesicht führt und ihm vorstellt und uns Gott real macht, wenn wir beten ... Hast du noch nie erlebt, dass es dir so schien, als ob du nur in die Luft oder in einen luftleeren Raum redetest? Sollen wir in solchen Zeiten aufhören zu beten? Nein, wenn uns am wenigsten nach Beten zumute ist und wenn uns Gott am wenigsten wirklich da zu sein scheint, dann haben wir das Gebet am nötigsten. Und was sollen wir dann tun? Einfach stille sein, zu Gott aufschauen und ihn bitten, seine Verheißung zu erfüllen und seinen Heiligen Geist zu senden, damit er uns in Gottes Gegenwart führt ... Ich kann heute bezeugen, dass ich einige der besten Gebetszeiten dann hatte, wenn ich zuerst beim Niederknien mit der Gegenwart Gottes gar nicht bewusst war.“
(R. A. Torrey)

Hast du schon einmal gebetet, dass du überzeugt davon warst, Gott unmittelbar gegenüber zu stehen und gehört zu werden? Wie hat sich solches Beten ausgewirkt?

Das war das Ende. Es war eine ver-rückte Woche gewesen. Tausende auf den Beinen. Hosianna hatten sie gerufen. Ach was, gerufen, geschrien hatten sie, getobt. Sie hatten ihre Kleider auf den Boden geworfen, als roten Teppich für Jesus. Und als der Esel über ihre Kleider getrampelt war, hatten sie nicht den Staub ausgeschüttelt, sondern beinahe ehrfürchtig die Kleider an sich gedrückt. Was für ein Taumel. Der neue König!

Ein paar Tage später hatte die Stimmung umgeschlagen. Agitatoren hatten Hetzpa-rolen gerufen. Und aus enttäuschter Hoff-nung war Wut geworden. Hände, die vorher vor Begeisterung geklatscht hatten, waren nun zu Fäusten geballt. Münder, die vorher in süßesten Tönen gesungen hatten, ergin-gen sich in Flüchen und Verwün-schungen. Die Stim-mung war genau

so hoch, so auf-geheizt, so un-natürlich auf-gesetzt wie vorher. Typisch Mob! Unbere-chenbar, unfair! Die Sensation ist alles. Der Einzel-ne ist nichts!

Dann hatten sie ihn aus der Stadt getrieben. Kein roter Teppich, sondern Holzbalken auf dem Rücken. Hohngelächter, Dornenkrone auf dem Kopf, bespuckt, ekelhaft. Zum Schluss hatten sie ihn gekreuzigt. Grausig. Es war finster geworden. Er hatte geschrien. Man hatte nur noch weglaufen können, weg von dem verfluchten Ort, weg von dem Pöbel, weg von der eigenen Hoffnung, weg von den Erlebnissen mit ihm, seinem Reden, seinen Taten, seinen Augen, seinen Händen, weg von sich selbst.

Das ist das Ende. Heute gehen sie nach Hau-se. Zurück in das Alte, das sie um seinetwillen aufgegeben hatten. Sie hatten sich was Neues versprochen. Einen neuen Anfang, auch für ihr Leben. Nun war es die größte Pleite ihres Lebens geworden. Es gibt kaum eine schlim-mere Niederlage, als wenn man zurück muss. Die Expedition ist gescheitert, der Rückzug ist eingeleitet, das Geschäft ist pleite, das Klas-senziel ist nicht erreicht, die Liebe ist kaputt, das Versprechen ist gebrochen, der Glaube hat nicht gehalten, in der Gemeinde ist alles öde. Da kann man nur noch nach Hause ge-hen, sich ins Schneckenhaus verkriechen, sich zudröhnen, die Bettdecke über den Kopf zie-hen. Nach Hause gehen.

Das Schlimmste bei allem ist, wenn die Hoff-nung tot ist, wenn man sich getäuscht fühlt. Aber man kann nicht einfach nach Hause ge-hen, einfach so. Man kann nicht einfach wie-der dort anfangen, wo man früher gewesen ist. Es ist, wie wenn man die Unschuld verlo-ren hat. Alles ist anders geworden, wird von einer neuen Perspektive beurteilt, bekommt einen anderen Anstrich, wird anders einge-ordnet. War das Glas vorher halbvoll, ist es nun halbleer. Und man wird vorsichtig. Nur nicht noch mal so eine Pleite erleben. Sich nicht noch mal auf so was einlassen. Nicht noch mal innerlich heulen. Nicht noch mal was probieren, sich nicht noch mal täuschen lassen. Sie gehen nach Hause, mit leeren Hän-den, leeren Augen, leeren Herzen, rückwärts.

Während sie nach Hause gehen, allein, ge-sellt sich jemand zu ihnen. Während sie ein sinnloses Zwiegespräch über die Sinnlosig-keit führen, mischt sich ein Dritter ein. Beides

geschieht beinahe unbemerkt. Nichts ändert sich, nicht ihre Stimmung, nicht ihre Rich-tung. Er ist einfach da, er geht einfach mit. Er interessiert sich. Er fragt nach ihrem Kummer, nach dem Grund ihrer Trauer. Sie erzählen ihm die Geschichte ihrer enttäuschten Hoff-nung. „Wir hofften“, so ihre Schlüsselaussage, „er würde Israel erlösen ... Und außerdem ist heute schon der dritte Tag.“ Sie hatten ihn nie ganz verstanden, wenn er von seinem Tod ge-redet hatte. Aber sie hatten sich erinnert, dass er etwas von drei Tagen geredet hatte. Auch die waren um. Der letzte Strohalm zerbro-chen. Sie machen ihm nichts vor. Sie spielen nicht die Helden, sie lenken nicht ab und ma-chen keine gequälten Witze. Sie erzählen, las-sen alles raus, was sie quält.

Und dann übernimmt der andere das Ge-spräch. Er spricht von Gott und seinem wun-derbaren Plan, vom Leiden und von einer Herrlichkeit, die dadurch erreicht werden sollte, von Hoffnung und Zukunft über den Tod hinaus. Er spricht von Dingen, die sie gar nicht glauben konnten und nicht mehr glauben wollten, von Gottes Liebe und seiner Treue und dass er zu seinem Wort steht und sich alles so erfüllt, wie die Propheten das schon lange vorausgesagt haben. Sie hören zu, auf ihrem Weg zurück. Sie gehen nach Hause. Immer noch in die gleiche Richtung. Und doch beginnt eine Veränderung, nicht in ihren Füßen, sondern in ihren Herzen. Noch erkennen sie nicht, wer da mit ihnen geht, noch sind ihre Augen gehalten in ihrer Trauer, noch laufen ihre Beine im selben Trott. Doch fängt es in ihrem Herzen an zu „brennen“, wie sie später sagen.

Die Worte Jesu, des Auferstandenen, rühren eine Saite, bringen etwas zum Klingen, etwas von der Hoffnung, etwas von der Sehnsucht, etwas von dem Glück, etwas von der Zukunft, etwas von Gott, das einmal lebendig gewesen war und sie in die Nachfolge geführt hatte. In jedem von uns ist solch eine Glut. Wenn wir eine enttäuschte Liebe hinter uns haben, ist das Verlangen nach Liebe immer noch da. So lange wir leben, gibt es diese Glut, die man neu entfachen kann. Glaube, Hoffnung und Liebe sind die stärksten Kräfte in unserem Leben. Und wenn sie uns treffen, da kann das Herz neu anfangen zu brennen, auch wenn man es noch nicht glauben kann, auch wenn die Wirklichkeit noch nicht neu geworden ist.

Der Weg ist zu Ende. Sie stehen vor der Haustür. Eigentlich ist alles vor-programmiert. Sie müssten sich jetzt höflich bedanken für die freundlichen Worte des gut gemeinten Trostes, wie man das auf einer Beerdigung macht als Leidtra-gender, dann in der Tür verschwinden und die Bettdecke über den Kopf ziehen. Aber dieses „Brennen“ im Herzen, das wehtun kann, weil es an die Enttäuschung erinnert, bewegt sie dazu, den Fremden einzuladen. Und als sie zu Tisch sitzen, übernimmt er, der Fremde, das Kommando, tut so, als wäre er der Gastgeber, der Besitzer des Hauses, und sie die Eingeladenen. Er nimmt das Brot in die Hände, er spricht den Segen, er bricht es, er gibt es in ihre Hände. Und jetzt erkennen sie ihn. Es ist der Herr! Das Brennen wird zu einer Flamme, das Dunkel zum Licht, der Traum zur Wirklichkeit. So war es immer, er-innern sie sich. Immer hat er gegeben. Immer haben sie genommen. Und selbst jetzt, wo sie am Ende waren, wo sie nichts mehr erwartet haben als den Spott der Leute, wo sie nichts mehr geben können, sind sie wieder die Be-schenken.

Es ist ein kurzes Essen. Sie haben keine Zeit. Ihre Beine bekommen Flügel. Die Müdig-keit ist wie weggeschleudert. Sie gehen den ganzen Weg zurück. Gehen? Sie eilen, sie fliegen. Wo nehmen sie die Kraft her? Es ist dunkel um sie, aber in ihnen brennt ein Licht, stärker noch als früher. Es ist das Licht der Erfahrung. Die Leute können viel erzählen, die Jünger hätten den Leichnam gestohlen; die Auferstehung wäre eine üble Lüge. Alles Unsinn, kalter Kaffee! Sie haben ihn ge-sehen, ihn gesprochen, ihn erfahren. Das ist die Wirklichkeit, die alles andere relativierende Wirklichkeit. Was sie vorher im Glauben und Vertrauen erhofft hatten, jetzt ist es wahr.

Und als sie in Jerusalem ankommen und die anderen treffen, die sich eingeschlossen ha-ben, weil sie nicht wissen, was aus ihnen wer-den soll, da platzt es aus ihnen heraus: „Wir haben den Herrn gesehen!“ Und sie erzählen und können gar nicht mehr aufhören.

„Wir haben den Herrn gesehen!“ Das ist das Schlüsselwort. Sie haben ihn nicht nur mit den Augen gesehen. Sie haben ihn neu ge-sehen. Nicht als den Sohn Josefs, sondern als den Sohn Davids. Nicht als den, der am Kreuz elend zugrunde ging, sondern als den, den das Grab nicht halten konnte. Nicht als den, der wie ein Schaf zur Schlachtbank geführt wurde, sondern als den, dem gegeben ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Nicht als den, der mit ihnen auf ihrem Weg nach Hau-se war, sondern als den, der alle Tage bei uns ist bis ans Ende der Welt.

Sie hatten sich so am Ende gefühlt. Und einen neuen Anfang erlebt. Sie haben sich nicht selbst hochgepuscht. Sie haben keine from-men Purzelbäume geschlagen und stunden-lang „Halleluja“ geübt, bis es einigermaßen fröhlich klang. Sie haben den Herrn gesehen. Das ist das Ende ihrer Trauer und Angst, Das ist der Anfang eines neuen Lebens. Dieses neue Leben ist nicht einfacher, äußerlich. Es ist nicht glatt und easy. Der alte Hass gegen Jesus trifft nun sie. Man unterdrückt sie, be-droht sie, spielt sie aus, stellt sie kalt. Aber da ist diese Kraft, diese Unerschrockenheit, die-ser unerhörte Mut zum Leben mit Jesus. Sie packen das Leben neu an. Sie reden von ihrer Hoffnung, von ihrem Glauben, von der Kraft. Von ihrem Ende und ihrem Anfang. Und manche, die zuhören, beginnen selbst neu zu sehen, einen neuen Anfang in ihrem Ende. Sie schauen zu Jesus auf, der einen Anfang macht, wo wir am Ende sind.

CHECKPOINT FRAGEN ZUM NACHDENKEN

1. Was passiert, wenn man frustriert ist?
2. Unter welchen Umständen kann man von Gott enttäuscht sein?
3. Wie kann Glaube wieder neu entfacht werden?
4. Wann ist Glaube eine Lebenskraft und wie wirkt sie sich aus?



Bibelabschnitt: Johannes 20,19-23

BESINNUNG

„Jeder denkt nur an sich. Bloß ich denke an mich ...“ Schreibe Auswirkungen dieser Lebenshaltung auf!

Unsere menschliche Grundhaltung ist Egoismus. Wir meinen von klein auf, alles müsse sich um uns drehen. Wähle das richtige Zentrum! Was würde sich ändern?

Die neue Mitte

FOTO: © RASANDSIGN - BILDARCHIV / STOCKXCHANGE

Sie haben sich eingegelt, die Türen verrammelt, die Kette vorgelegt, den Hund raus gelassen. Sie hocken im Zimmer, sie, die Übriggebliebenen, der Rest. Genau so fühlen sie sich, als die Letzten, die Gescheiterten, die Getäuschten. In ihrer Mitte, in der einst ihr Meister war, in der Mitte, die jetzt leer ist, macht sich Angst breit, die Angst vor den Siegern, den Starken, den da draußen. Jetzt können sie nicht rufen „Jesus, hilf uns!“ wie damals im Boot, als die Wellen und der Wind sie an den Rand gebracht hatten. Damals hatten sie auch Angst gehabt, Todesangst. Jesus hatte zum Wind gesprochen, zum Wasser, und alles war still gewor-

den. Die Wellen und der Sturm hatten Jesus gehorcht wie ein Hund, den man auf seinen Platz schickt. Sie waren glücklich angekommen. Sie hatten das nie mehr vergessen können und auch die Worte Jesu nicht: „Warum seid ihr so furchtsam? Ich bin doch bei euch!“ Wenn sie jetzt rufen, hört es keiner, oder die da draußen.

Jetzt liegt er im Grab. Ein paar Frauen haben zwar erzählt, sie hätten in aller Herrgottsfrühe Jesus gesehen, aber das sind überhitzte Phantasien. Typisch Weiber, die ihre Emotionen nicht unter Kontrolle haben. Dennoch hat sie die Nachricht be-

unruhigt. Die Nerven liegen blank. Jedes Geräusch wird registriert. Schritte auf der Gasse. Die Anspannung, wenn sie lauter werden und die Erleichterung, wenn sie vorüber sind. Das geht schon seit Stunden so. Wenn sie um sich schauen, sehen sie nur fragende, leere, ängstliche Gesichter. Da ist keiner, der sie herausreißt. Sie sehen nur eins, ihr Problem.

Manchmal kenne ich auch so was. Da macht sich etwas breit. Es besetzt die Augen, den Kopf, den Bauch, die Brust, den Tag, die Nacht. Da kann ich nicht abschalten. Manchmal ist es etwas Positives, Freude, die

zur Begeisterung wird. Oder bei der Liebe ist es so. Die macht sich auch in allen Gliedern breit. Da geht der Puls schneller. Die Atmung ist tiefer. Die Pupillen werden so schön groß, die Wangen roter oder blasser. Bei manchen soll's sogar im Bauch kribbeln. Manchmal ist es nur ein Lied, das mich nicht loslässt oder ein Gedanke. Manchmal ist es Angst. Im Film oder im Buch ist das tausendmal beschrieben: wie die Angst Menschen lähmt. Eigentlich sollte man weglaufen, aber die Beine versagen den Dienst.

Eigentlich könnte man das Problem lösen, aber die Angst blockiert das Gehirn. Wie bei einem kleinen Kind, das gegen die Tür hämmert und vor lauter Angst nicht dran denkt, dass es nur die Klinke herabziehen müsste und schon wäre die Tür auf. Wenn die Panik einsetzt, wird's gefährlich. Bei Hotelbränden oder Kaufhausbränden war das schon häufig so. Es ist noch genügend Zeit. Alle könnten in Sicherheit gebracht werden. Kein Mensch müsste sterben. Aber die Angst treibt sie wie eine Herde Lemminge vorwärts. Wehe, es fällt einer. Wehe, eine Tür ist zu. Wehe, ein Korridor verengt sich. Da werden Leute zerquetscht, zu Tode getrampelt, über Treppen gestürzt. Vor lauter Angst rennt man, manchmal in die verkehrte Richtung. Man sieht nicht mehr klar. Deshalb der Spruch: Blind sein vor Angst. Oder man igelt sich ein in der Hoffnung, das Problem gehe vorüber.

Diese Angst, die die Jünger hier erleben, ist keine allgemeine Lebensfrustration, unter der viele Zeitgenossen heute leiden, nach Aussagen von Fachleuten auch viele Jugendliche und Kinder, kein Minderwertigkeitsgefühl und keine Langeweile. Es ist Angst in einer speziellen Situation. Manche nennen diese Angst Furcht. Wie die Angst vor dem Hund. Oder die Angst vor dem Zahnarzt oder vor dem Sprung mit dem Fallschirm. Sie haben Angst, oder Furcht, vor den Leuten da draußen. Jesus sprach einmal davon, dass man in dieser Welt so etwas erlebt, vielleicht gerade als Christ. Er nannte das „Bedrängnisse“. „In der Welt habt ihr Bedrängnisse“, sagte er, „aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“ (Johannes 16,33 Luther 84) Manchmal erleben auch wir solche Bedrängnisse. Die Kollegen können uns bedrängen, die Mitschüler, ein Lehrer, eine besonderer Situation.

Ich erinnere mich an ein Erlebnis in der Schule. Es war vor dem Abitur. Die Lehrerin, sie war bekannt für ihre Strenge, hatte eine Klassenarbeit in Französisch angesetzt, am Samstag, meinem Sabbat. Und dann hatte sie gesagt: „Ach, da ist ja dieser Gerhardt wieder nicht da.“ Und dann bedrängte sie mich: „Wissen Sie was? Wir schreiben die Arbeit gleich um acht Uhr morgens, dann können Sie nachher in Ihren Gottesdienst gehen, wenn das schon so wichtig ist für Sie. Ihr Pfarrer gibt Ihnen bestimmt Dispens (d. h. die kirchliche Erlaubnis; damit ist das Verhalten auch keine Sünde).“ Ich antwortete: „Das gibt es bei uns nicht. Da ist jeder selbst verantwortlich. Am Samstag kann ich leider nicht kommen.“ Sie wurde ungehalten, fast wütend: „Sie sind ja stur. Ich kann Sie auch am Sonntag einbestellen.“ Ich: „Am Sonntag komme ich gern.“ Das wiederum wollte sie nicht. Schließlich wollte sie sich ihren freien Tag nicht verderben. Was sollte ich machen?

Schließlich löste sich das Problem. Einige meiner Klassenkameraden sagten: „Warum schreiben wir eigentlich nicht am Donnerstag, da ist der Hans da. Ist doch kein Problem, oder?“ Die Lehrerin akzeptierte. Die Bedrängnis war vorbei. Gewiss, sie war klein im Vergleich zu manchen anderen. Aber auch kleine Probleme können im Moment groß sein, wenn man sich alleine und hilflos vorkommt. Da hilft es auch nicht, wenn andere darauf verweisen, dass es in der Welt noch viel größere Probleme gibt, wo Tausende verhungern und in Kriegen unschuldige Menschen umkommen. Die Absicht mag ja gut sein. Sie wollen mein Problem in die richtige Relation bringen. Aber auch wenn ich das Problem klein mache will, kann es immer noch in der Mitte sein und mich bedrängen. Wie bei den Jüngern.

Wie wird ihr Problem gelöst? Plötzlich steht Jesus in ihrer Mitte. Plötzlich schauen sie auf ihn. Was hat sich geändert? Die Türen sind immer noch zu. Die Leute draußen sind immer noch feindlich eingestellt. Die Situation ist immer noch dieselbe. Und doch ganz anders. Sie haben eine neue Mitte, ein neues Zentrum. Und sie fragen sich andere Fragen, nämlich: Wo kommt der her? Ist das wirklich Jesus? Ist es ein Geist? Sehnen wir uns den Meister so herbei, dass unsre Phantasie ihn als Trugbild produziert hat?



15. MÄRZ 2014

8 MILIONEN | WELTWEIT
ADVENTISTISCHE JUGENDLICHE | UNTERWEGS

WWW.GCYOUTHMINISTRIES.ORG

